Gedanken einer radelnden Jungfer

Die Gegend zwischen Hannover, Stadthagen, Rinteln und Hameln wird im „Michael" (Wochenschrift junger deutscher Katholiken) als „Diaspora" bezeichnet.

Unter „Diaspora" verstand man ursprünglich diejenigen Ortschaften außerhalb Palästinas, in denen seit dem babylonischen Exil die Juden kleckerweise ansässig waren. Später wurde der Ausdruck auf alle Mitglieder einer Kirche angewendet, die inmitten andersgläubiger Bevölkerung hausten.

Demnach gilt das evangelische Niedersachsen für eine Landhelferin aus dem katholischen Rheinland als Diaspora.

Die Landhelferin plauscht ihre Erfahrungen aus, und das hört sich etwa so an, wie wenn ein weißer Missionar von seinen Abenteuern im tiefsten Afrika berichtet. Die Rheinländerin klappert sämtliche Städte und Städtchen ab, deren sie habhaft werden kann. „Interessenhalber" sagt sie. Meist mit dem Fahrrad. Hoffentlich war es eine streng klerikale Marke. Und während die emsige Maid darhinradelt („gar häufig ging es durch den Wald"), bereitet sie sich immer wieder auf die zu erwartende Feierstunde vor. Und nun mag sie selbst das Wort nehmen:

„Kurz vor 8 Uhr traf ich dann an meinem Ziele ein, ich kam gerade zeitig genug. — Die Diasporakirchen sind sehr klein, ungefähr umfassen die Gemeinden nur 200 Katholiken. Neben der Kirche liegt das Pfarrhaus und die katholische Schule. Für den Unterhalt sorgt der Bonifatiusverein. Die wenigen Katholiken, die hier wohnen, haben einen schweren Stand gegenüber den Andersgläubigen. Trotz aller Not und Bedrängnis sind sie standhaft und halten tapfer und treu zusammen. Darin sind sie uns wirklich ein Beispiel. Einem hl. Meßopfer in dieser Gemeinschaft beizuwohnen, war für mich jedesmal ein besonderes Erleben. Hier schöpfte ich neuen Mut für die kommende Zeit. — Deutlich spürte ich den Unterschied dieser Gläubigen und derer in meiner Heimat. Charakteristisch ist die enge Verbundenheit von Volk und Priester in der hl. Messe. Immer wurde gemeinschaftlich gebetet und gesungen. Die treuen Diasporakatholiken sind wirklich wahre Helden Christi!"

Standhafte haben immer einen schweren Stand. Darin beruht das Wesen der Standhaftigkeit, und eben deshalb ist nicht jeder imstande, standhaft zu sein.

Leider finden wir die Standhaftigkeit weidlich unangebracht. Sie bezieht sich nämlich auf Andersgläubige, die den gleichen Glauben haben. Streng genommen, sind die Protestanten keine Menschenfresser; sie beten nicht zu Manitou, sie beschwören keine Geister, haben keine Totems und unterhalten auch keine näheren Beziehungen zu Huitzilopochtli, dem als Kriegsgott gefeierten Sonnengott der Azteken.

Wir Deutsche, teuerste Landhelferin, sind zunächst einmal Deutsche und dann noch einmal Deutsche und dann zum drittenmal Deutsche. Und die niedersächsische Diaspora, Sie weiblicher Einfaltspinsel, ist keine Diaspora, sondern ein Stück Deutschland. Tapfer und treu zusammenhalten: das sei der Wahlspruch für uns alle.

Wer sich isoliert (absondert), der gebe Obacht, daß die Isolierung nicht schadhaft wird. Es könnte einen schauderhaften Kurzschluß geben.

Wer irgendwohin seine Zuflucht nimmt (einerlei, ob in die „gute, alte Zeit", oder zum Meßopfer), verdient nicht, ein wahrer Held genannt zu werden. Zuflucht ist meist nach hinten; die Held aber sind vorn. Radeln Sie weiter durch den Wald, Jungfer, und seien Sie fromm in der Natur!

Hochherrschaftliches Schild

(Inschrift am Rittergut des Barons v. Eckardstein bei Prötzel-Prädikow [Strausberg])



So ein herrschaftlicher Garten möchte nicht vom derben, harten Fuß des Volks betreten sein. Seine hochherrschaftlich zarten inneren Gefühlsabarten würden höchst „betreten" sein ...

Vorsichtige Leute

In der bunten Stadt am Harz, wie Wernigerode von Hermann Löns genannt wurde, sitzt die Firma Bergmann und Co. und verschickt Preislisten mit Verkaufs- und Lieferungsbedingungen.

> „Sollte, was wir nicht annehmen, eine grundlegende Änderung der deutschen Währungsverhältnisse eintreten, so haben beide Teile das Recht, Neufestlegung des Preises zu beanspruchen."

Bisher haben wir angenommen, Vorsicht sei die Mutter der Porzellankiste. Nun erfahren wir, daß sie auch die Mutter der Trockenplatten ist. Geschäftsleute sollen klug sein. Nur Esel gehen aufs Glatteis tanzen. Ein tüchtiger Kaufmann sorgt für Rückendeckung. Die photographische Firma in Wernigerode übertreibt jedoch ein wenig. Sie arbeitet mit Vorbehalt und Rücktrittbremse und sucht beides durch die Beteuerung aus der Welt zu schaffen: „was wir nicht annehmen". Sie verklausuliert damit eine Klausel. Wenn sie nicht annimmt, daß eine Änderung eintritt, bedarf es des Zusatzes nicht, den sie offenkundig deshalb anhängt, weil sie der Meinung ist, daß eine Änderung eintreten könne.

Um die Denkweise der Firma Bergmann anschaulich zu machen, wollen wir ein Beispiel heranziehen.

Herr Wolle bestellt seine Braut an die Normaluhr vom Bahnhof Zoo. „Welche Zeit?" fragt die Braut. Wolle fragt zurück: „Paßt dirs heute abend um sieben?" Die Braut ist einverstanden. Da sagt Herr Wolle ziemlich hastig: „Sollte es aber um zehn sein, wenn du hinkommst, dann gilt die Verabredung selbstverständlich nicht. Ich persönlich bin allerdings überzeugt, die Uhr geht richtig."

Die Währungsverhältnisse Deutschlands werden allen Ehrgeiz daransetzen, der Firma Bergmann zuliebe grundlegend unverändert zu bleiben.

Wahres Märchen

Kalk ist eine großartige Einrichtung.

Er fördert die Landwirtschaft, die Zuckergewinnung, die Glasfabrikation, die Schaffung von Zellulose, die Festigung kindlichen Knochenbaues und die Wiederaufrichtung gestürzter Thronsessel.

Kalkhaltige Untertanen sehen sich schon erhöht, begnadet und gebauchpinselt durch die künftige Königin von Hannover.

In Celle war es, Ende Dezember 1935, da hatten sie ein Stelldichein hinter hermetisch verschlossenen Türen: die Vertreter des welfischen Adels.

Die Herren waren an den diversen Hausorden ihres Fracks befestigt, die Damen rauschten einher im vorschriftsmäßigen Dekolleté. Und beide Geschlechter schneuzten sich, sooft es erforderlich war, in das diskret mit einer Krone gezierte Taschentuch.

Die heimliche Königin von Hannover und umliegenden Ortschaften hielt Musterung ab.

Zu diesem Zwecke saß sie auf einem gutbürgerlichen Sofa und ließ den Kalk an sich vorüberziehen.

Die welfischen Aristokratinnen verübten einen allerdevotesten Hofknix, die welfischen Edelinge hingegen durften die Andeutung eines Kusses auf die Patschhand ihrer verehrten Majestät hauchen. Wie im Weihnachtsmärchen.

Nach der überaus eindrucksvollen Zeremonie begaben sich die hinter der Zeit einherkalkenden Zeitgenossen zu einem bescheidenen, doch warmen Abendbrot.

Sodann wurde das sogenannte Tanzbein geschwungen, es herrschte das bekannte rege Treiben, man scherzte, man lachte, man schwelgte in Erinnerungen an Anno dazumal. Allen standen die hellen Tränen in den Augen — aus Freude, endlich wieder einmal so ganz unter sich zu sein.

Als der exklusive Abend zu Ende war, suchte man die vornehmen Penaten auf und legte sich standesgemäß zu Bett. Und wie die vom Weihnachtsmann bescherten Kinder noch im Schlaf mit Puppenküche, Puffpuffbahn und Bleisoldaten spielen, so spielten die Getreuen des Welfenhauses mit springenden Rössern und gelbweißen Fähnchen.

Wir lassen den Wecker schnarren ... heda, aufgewacht! Reibt den Schlaf aus den Guckäugelein! Hängt euern Kalk an den Nagel! Es ist nicht wahr, daß man mit den Welfen heulen muß.

Familien-Anzeigen

Statt Karten!

Thorisman

Die glückliche Geburt eines kräftigen Stammhalters zeigen hocherfreut an

Karl Wolff SS-Brigadeführer und Chefadjutant des Reichsführers SS
und Frau Frieda Wolff, geb. von Römheld

z. Zt. München, Rotes Kreuz, Nymphenburger Straße 163 — Berlin-Dahlem, Bitterstraße 25

Am 16. Januar d. J. wurde im Alter von 47 Jahren nach schwerer Krankheit unser Kamerad

Franz Schick

SS-Oberscharführer im SS-Sturm 5 N 2 aus unserer Mitte entrissen. Die SS verliert in ihm einen vorbildlichen Kameraden, der jederzeit pflichtgetreu seinen Dienst versah. Er wird in seinem Sturm stets unvergessen bleiben.

Der Führer des 2. SS-Nachrichtensturmbanns
m. d. F. d. Moser, SS-Untersturmführer
Der Führer des SS-Sturm 5 N
Krämer, SS-Obersturmführer.

Die glückliche Geburt ihrer Tochter

Erdmuthe

zeigen hiermit an

Claus Graf von Baudissin
S.S.-Untersturmführer i. R. u. S. H. A.
Lili Gräfin von Baudissin
geb. Wolff

Essen, den 13. Januar 1936
Bismarckstraße 64

Für Familienanzeigen

Schluß der Anzeigenannahme am Sonnabend 10 Uhr

Die glückliche Geburt unserer

Inge

zeigen wir hocherfreut an.

Heidi Reinefarth geb. Reichelt
Heinz Reinefarth
SS-Obersturmführer, Rechtsberater Abschn. XII

Kl.-Gaglow den 13. Januar 1936 Cottbus

Eine Verlobungs-, Vermählungs- oder Geburtsanzeige in dieser Größe kostet im „Schwarzen Korps" nur 14,00 RM.

39 M. billiger!



Meyers Kleines Konversationslexikon mit sämtl. polit. u. wirtschaftl. Aenderg. seit der nat.-soz. Revolut.: 3 Leinenbde. je 5 1/2 cm dick, Form. 24×18 cm, 72 000 Stichwörter mit 4270 Abb. und 2525 S. – Alle 3 Bde. in 9. Aufl. 1934 ersch. inf. Großherstellg. nur 30 RM. (statt 69 RM. für die vorher. Aufl.). Wir liefern alle 3 Bände sofort ohne Anzahl. und ohne Nachn. und dann erst begleichen Sie den Betrag in 6 Monatsraten à 5 RM. ab nächsten Monatsersten. Erfüllungsort Stuttgart. Eigentumsrecht vorbehalten. Garantie: Rückgaberecht bei Unzufriedenheit innerh. 14 Tagen. Illustrierter Prospekt kostenlos. Fackelverlag Stuttgart-W 74

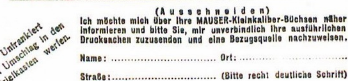
In keiner Bücherei dürfen die Werke der nationalsozialistischen Bewegung fehlen. Verlangen Sie daher bei Ihrer Buchhandlung unseren neuesten Verlagskatalog. Zentralverlag der N.S.D.A.P. Frz. Eher Nachf. München

stets preiswert



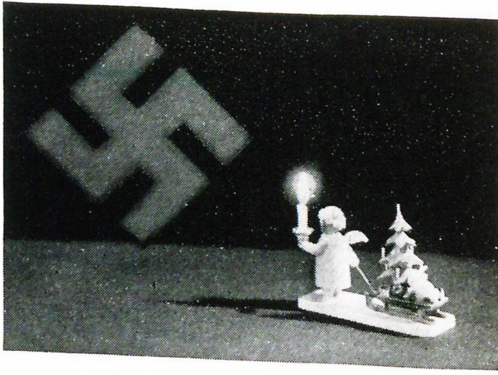
Werkzeug Katalog frei Westfalia Werkzeug Co. Hagen i. W. 245





Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie





Motto: Dienst am Fuß =
Dienst am Volk!

Fuß-Schmerzen

In Gestalt grauer Nebelschwaden hockt bereits in den Abendstunden die lange Dezembernacht auf den Städten, und das strahlende Licht, das aus den Schaufenstern quillt, verfließt in der Mitte des Gehsteigs in Nichts. Reges Leben in den Geschäftsstraßen. Sorgende Hausfrauen mustern sorgfältig die ausgestellten Schätze und überschlagen im stillen, ob die für Weihnachten erübrigte Summe noch langt.

Was hat Knecht Ruprecht eigentlich in der **Tüte, fragen sich** neugierig kindliche Gemüter und bekommen blanke Augen. Auch wir haben uns dies gefragt, einen naseweisen Blick in den unerschöpflichen Spendensack geworfen und hierauf geschworen: wir wollen es nie wieder tun, denn uns sind dadurch die Weihnachtsfreuden verdorben worden.

Schenke praktisch! Feldruf der letzten Jahre. Oskar ist bei der SA und hätte sicher Freude daran, ein Uniformstück zu bekommen. Doch wer kennt sich da schon aus? Welche Farbe haben die Aufschläge, und gehören an die Hosen Biesen oder Lampaß, vielleicht überhaupt nichts?

Doch da weht der Zufall ein Schnittmusterblatt der „Rundschau" auf den Tisch. Des Rätsels Lösung ist gefunden. „Heu...!" entringt sich der Kehle ein Freudenschrei; das „...reka" bleibt in den Lungen stecken. Denn der Modezeichner stellt uns in einer mit etwas ungebändigter Phantasie entworfenen Uniform eines S.A.-Gruppenführers niemanden anderen vor als den ... Führer. Wer würde es auch schon wagen, an der Vorschriftsmäßigkeit des braunen Kleides zu zweifeln? Zwar sind die Achselstücke falsch und die Mütze und die Koppel und hat der Führer nie so steife Röhren an den Stiefeln, aber so sah ihn eben der Zeichner, malte er sich Adolf Hitler.

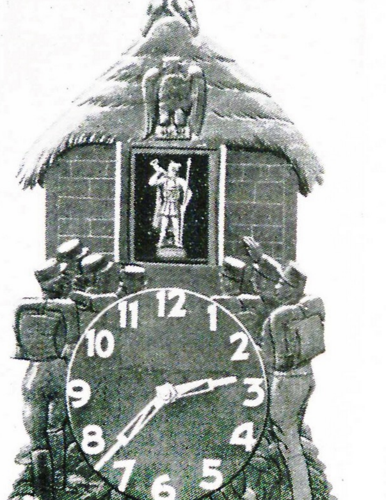
Man rede nicht von einem Konjunkturzeichner; daß er ein „alter Kämpfer" ist, beweist uns das von ihm entworfene Gegenstück: Ministerpräsident Hermann Göring als Gruppenführer der S.S. Mit der im Jahre 1923 gültigen Hakenkreuzarmbinde.

Wieviel Biedersinn und unverhohlene Anhänglichkeit spricht aus diesen beiden Bildern! Sie sind Symbole frommster Denkungsart eines Modeschöpfers, dem der Nationalsozialismus anscheinend Tag und Nacht gefangenhält und der selbst bei der Arbeit seine Heroen nicht vergißt und seine Idole auch als Mannequins verwendet!

Wir aber fragen: wann werden wir den Führer und Hermann Göring in den Auslagen als Wachspuppen sehen, und zwar auf der magischen Nickeldrehscheibe? Aber bitte, dann die Schaufenster mit Scheibenwischern zu versehen, wenn jemandem übel werden sollte ...

„Schenkt praktisch!", tönt die Forderung der Zeit ...

„und sinnig!" echot die Industrie hinter dem laufenden Bande zurück. J. M. Jäckle, Schwenningen a. N., Fabrikation von Schwarzwalduhren, hat demnach auch richtig verstanden, um was es eigentlich geht. Das sagt uns sein Prospekt:



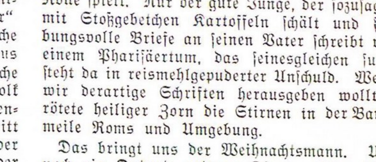
kartenformat auf, die Soldaten mit einem Mädchen zierten, sich wonnetrunken in die Augen sehend unter einem Fliederbusch, mit einem schmachtenden Vers versehen. Das sandte man sich und klebte die Marke schief in die Ecke, was bedeutete, daß man sich in sengender Glut zueinander verzehre und Samstag beim Schwoof das weitere besprechen wolle. Das Sinnbild kraftstrotzender Männlichkeit ist diesmal kein Pionier vom ersten Garderegiment zu Fuß, sondern ein — Rotationsmaschine platze nicht — S.S.-Mann. In hingebender Versunkenheit steht die Braut neben ihm und es fehlte gerade noch, daß sie statt der Margueriten die Taufscheine ihrer sämtlichen Großmütter werbend ihm entgegenhielte. Der junge Mann in voller Kriegsbemalung beweist uns jedenfalls, daß geschäftstüchtige Lichtbildner früher zu einer Uniform kommen als ein Mitglied der N.S.D.A.P. zu einem Parteiabzeichen, wenn er keine Legitimation vorweisen kann.

Ihnen schlafen die Füße ein in Anbetracht dessen, was uns der Weihnachtsmann beschert? Auch dafür gibt es ein Mittel: „Dienst am Fuß = Dienst am Volk!" Über diesem Motto ein Adler, der eine Hakenkreuzfahne in den Krallen trägt, der allerdings einer Lachtaube ähnlicher sieht. Im Zeichen der Erhebung befaßt sich da ein ärztlich geprüfter Fußpfleger mit der Beseitigung eingewachsener Nägel, Hühneraugen, Hornhaut und anderem .. nur eines will er nicht begreifen, wo uns der Schuh drückt, daß

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Symbole unserer Weltanschauung nicht mehr





„Achtung — Neuheit!
Deutsche Trompetenuhr „Volk ans Gewehr!"

In der nationalsozialistischen Revolution besann sich das deutsche Volk auf die in ihm liegenden Kräfte. Dieser Idee entsprang der Entwurf der Trompetenuhr „Volk an's Gewehr" Im germanischen Haus liegt die germanische Wache, wohnt deutscher Geist. Diesem Haus strebt die neue deutsche Jugend. das deutsche Volk, entgegen. Der alte Krieger bläst: „Volk ans Gewehr!" . . . Bei Halbstund- und Stundenschlag öffnet sich das Tor. Der Hornbläser tritt heraus und bläst die betreffende halbe oder ganze Stunde, worauf sich das Tor wieder schließt."

Aus der trauten Schwarzwälderuhr ist ein germanischer Fachbau geworden, links und rechts vom Ziffernblatt sich drängende S.A.-Leute mit Tornister, die da ungeduldig lauern, bis das Türchen aufspringt, aus dem früher der Kuckuck eilfertig schnellte, und ein Germane mit Spieß, Helm und Horn hervortritt und mächtig „Volk ans Gewehr!" tutet. Alles in künstlerischer Ausführung, in beliebiger Farbe gebeizt. Möge diesen „Nationalsozialismus" jener Kuckuck holen, den er arbeitslos gemacht hat.

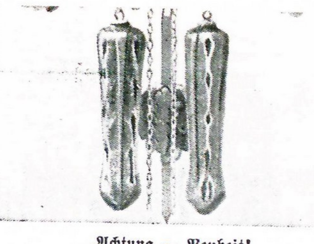
Vorwurfsvolle Blicke treffen den Weihnachtsmann, der da die Achseln zuckt. Und nochmals langt er in seine bodenlose Tüte und sein Bart sträubt sich vor Entsetzen, als ob er die Requisiten des Mannes mit dem Pferdefuß hervorzerren würde. Und auch wir werden steif, ohne der Meduse ins Gesicht gesehen oder von einem tollen Hund gebissen worden zu sein.

Natürlich bringt auch die Postkartenindustrie ihre „Deutschen Weihnachtsgrüße". Ein Engelchen mit einer Kerze, im Hintergrund als Fata Morgana das Hakenkreuz. Ein Christkind — man beachte das Flügelpaar, Attribute himmlischer Wesen, D.R.P. — als Diogenes: „Ich suche Nazis!"

Aber auch für Menschenkinder, denen es im Winter warm ums Herz wird, und die Kunst wohlgesetzter Briefe zu schreiben versagt ist, sorgt die Ansichtskarte. Entfesselt wurde diese Sturzwelle des romantischen Zaubers mit der technischen Vollendung der Photographie. Da tauchten um das Jahr 1913 Lichtbilder in Postsehen wollen und uns langsam der Kaffee hochkommt, daß es eine gewisse Sorte von Menschen gibt, die da glauben, daß mit Hakenkreuz versehene Hühneraugenringe besser ziehen als „Lebewohl".

Nicht zu vergessen, auf den Bescherungstisch zu legen etwas Lektüre. Und zu berücksichtigen, daß wir ein kriegerisches Volk sind. Also Geländeübungen, bitte. Der Verlag Paul Müller in München hat diesbezügliche Lektüre. „Pfadfindergeschichten aus Gottes Gelände." Nur eine zu nennen: „Komm Herr Jesus, sei unser Gast!" Briefe eines Ferienkindes. Schlüsselnovelle zum Landarbeitsdienst. Zitate? Nicht notwendig. Kaufen! Ja, das muß man kaufen! Es handelt sich um ein Mädchen, nach der Schilderung eine Nationalsozialistin, die eine geradezu niederträchtige Rolle spielt. Nur der gute Junge, der sozusagen mit Stoßgebetchen Kartoffeln schält und salbungsvolle Briefe an seinen Vater schreibt von einem Pharisäertum, das seinesgleichen sucht, steht da in reismehlgepuderter Unschuld. Wenn wir derartige Schriften herausgeben wollten, rötete heiliger Zorn die Stirnen in der Bannmeile Roms und Umgebung.

Das bringt uns der Weihnachtsmann. Und noch ein Dutzend anderer Dinge. Aber diese dürften doch genügen! — Nicht wahr?



Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

K.Z. und seine Insassen



S.S.-Mann aus den Wachverbänden, welche die Aufsicht über die Konzentrationslager führen

*

Beim Bau einer neuen Lagerstraße

Ein typischer Lagerrepräsentant: Gewohnheitssäufer und Wüstling

Wenn der ausländischen Hetzpresse die Puste gegen Deutschland ausgeht das geschieht in den letzten Monaten immer öfter und in kürzeren Intervallen —, so greift sie nach dem abgedroschensten Schlager, der ihr scheinbar noch am zugkräftigsten erscheint: den „Greueln in den deutschen Konzentrationslagern".

Die Zahl der Konzentrationslager ist bis auf einige wenige zusammengeschrumpft, in denen sich bekanntlich nach den eidesstattlichen Versicherungen der jüdischen Emigranten die geistige Elite des Deutschen Reiches befindet. Den Greuelromanfabrikanten bedeuten die Konzentrationslager das, was für Sensationsschriftsteller der wilde Westen und die Goldgräberstädte, wie Sacramento und Santa Fiffi, sind mit den dazugehörigen Falltüren, Hintertreppen, Selbstschüssen und geheimnisvollen Chinesen, und was sonst zu jenen Requisiten unentbehrlich ist, die uns bei nächtlicher Lektüre im Bett die Haare zu Berge stehen und die Füße an den Bauch ziehen läßt.





Eine Galerie jüdischer Rasseschänder. Sagen diese Visagen nicht eigentlich schon genug?

Nun, wir bringen heute einige Bilder aus den deutschen Konzentrationslagern, um den Lesern zu zeigen, wie jene Leute aussehen, denen sich die emigrierten „deutschen Kulturträger" bis in alle Ewigkeit verbunden fühlen.

Es ist dies eine Kollektion von Rasseschändern, Notzüchtern, sexuell Entarteten, Gewohnheitsverbrechern, die den größten Teil ihres Lebens hinter Zuchthausmauern verbrachten, und anderen Individuen, die sich durch ihr Verhalten außerhalb der Volksgemeinschaft gestellt haben, und die vor drei Jahren noch von Psychoanalytikern und Strafrechtsanwälten als „Opfer der bürgerlichen Gesellschaft" verhätschelt wurden.

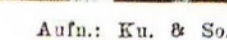
Viel wußte die Auslandspresse schon über diese „Opfer brutaler Willkür" zu berichten, und noch anderes mehr, was nur ihr und sonst keinem Menschen im Deutschen Reiche zu Ohren gekommen ist. Trotz dieser Hellhörigkeit haben sie es geflissentlich übersehen und daher auch in ihrer Presse verschwiegen, daß zu Weihnachten zahlreiche ehemals politische Gegner aus den Konzentrationslagern entlassen und von Gauleiter Streicher mit Kleidern, Lebensmitteln sowie einem Geldbetrag beschenkt wurden.

Davon will man im Auslande nichts wissen. Davon erfahren auch unsere Nachbarvölker nichts, wie die Brüder im Geiste aussehen, diese „Edlinge der deutschen Zivilisation und Kultur", die allein die Garanten des europäischen Friedens sind. Wir stellen es mit der uns angeborenen Verbindlichkeit der Auslandspresse frei, die Bilder kostenlos nachzudrucken, und knüpfen nur das Ersuchen daran, in ihrem Leserkreis abstimmen zu lassen, ob sie diese den Emigranten so ans Herz gewachsenen „Märtyrer ihrer lauteren Gesinnung" bei sich zu Gaste sehen möchten oder lieber doch nicht.

Wir schenken sie jedem Lande, das Wert darauf legt, eine reichhaltige Kollektion an notorischen Verbrechern und erklärten Feinden jeder Ordnung in Gestalt besonders wertvoller Exemplare zu erhalten.



Die Lagerinsassen bei der Arbeit



Aufn.: Ku. & So.



Zu schön, um frei zu sein! Beide haben mehr als je zehn Gefängnis- und Zuchthausstrafen hinter sich

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

„. . . Unzucht in der Soldatenzeit"

Die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit hat bei manchem alten Soldaten Erinnerungen an die eigene Zeit geweckt, da er in des „Kaisers buntem Rock" Dienst tat für das Vaterland. Äußerlich ist der Ring, in dem durch die Schmach von 1918 eine Lücke klaffte, wieder geschlossen, und doch wäre es falsch, wenn wir übersehen wollten, daß heute sehr vieles anders ist und zwangsläufig anders sein muß, wie es zum Beispiel 1914 war. Schließlich haben wir einen Weltkrieg hinter uns, der auch denen, die nicht mehr als Soldaten im Felde waren, seinen Stempel aufdrückte. Die junge Generation ist nicht gleich der um die Jahrhundertwende. Das wird leider häufig übersehen. Wie sollten sonst solche Sätze geschrieben werden können wie diese, die wir dem Sonntagsblatt der Stadt Lage in Lippe entnehmen:

„Ihr kommt als eine Menge junger Menschen zusammen, die alle voll strotzender Gesundheit und überschäumender Jugendlust sind; darum ist die Gefahr der Unzucht in der Soldatenzeit so groß. Gemeine Zoten werden gerissen. Was der eine nicht weiß, lernt er vom anderen. Wer nicht mitlacht, wird verhöhnt. Auch leichtsinnige, liederliche Mädchen finden sich, und Bier und Schnaps helfen mit. Wie mancher Junge, der rein und gut hinauszog, kommt mit gemeinen Flecken im Gewissen nach Haus, vielleicht noch krank am Leibe dazu. Äußerlich ist er schneidig, aber inneren Schneid hat er nicht, weil er feige vor der Versuchung die Segel gestrichen hat. Zeigt euch der großen Männer unserer deutschen Geschichte würdig und besiegt euch selbst!"

Moral von vorgestern

Wir sind überzeugt davon, daß diese Sätze mit der ehrlichen Absicht, zu helfen, geschrieben wurden. Das können sie aber wohl kaum, denn hier wird eine Sprache gesprochen, die dem jungen Deutschen fremd ist. Es liegt so viel Pathetik, so viel „moralische" Entrüstung in diesen Worten, die wohl einst zum Stil der damaligen bürgerlichen Gesellschaft gehörten, die uns Menschen der Jetztzeit jedoch höchstens noch ein Lächeln entlocken, weil wir sie überwunden haben. Was nun beileibe nicht heißen soll, daß wir all der Gefahren spotten, die der Verfasser des Aufsatzes im „Lager Sonntagsblatt" zu sehen glaubt.

Aber um hier richtig zu urteilen, muß man die heutige Jugend und ihre Mentalität kennen und darf nicht einfach das Schema von vorgestern auf 1936 übertragen. Der Verfasser des von uns auszugsweise zitierten Aufsatzes hat es sich leicht gemacht. Er spricht einfach von der „Unzucht", die in der Soldatenzeit so groß sei. Über das, was er unter „Unzucht" versteht, gibt er aber keine näheren Erklärungen. Oder doch? Wenn man den Satz von den „leichtsinnigen und liederlichen Mädchen" liest, weiß man, worauf das Ganze hinauswill. Es wird hier einer konfessionellen Moral das Wort geredet, die im Körper grundsätzlich etwas Verächtliches sieht, und die die natürlichsten Vorgänge als sündhafte Triebe gewertet wissen will. Eine Einstellung, die wir Nationalsozialisten aufs schärfste zurückweisen.

Nicht derjenige ist für unsere Begriffe ein Mann, der im heiratsfähigen Alter seine gesunden Gefühle aus einer weltfremden Gesinnung heraus abdrosselt, sondern jener, der sie freudig bejaht und aus dieser Bejahung heraus sich zur Einhaltung der Grenzen zwingt, die sein Verantwortungsbewußtsein der völkischen Gemeinschaft gegenüber ihm auferlegt. Wer aber auf das Versprechen der ewigen Seligkeit hin glaubt, das irdische Leben, dessen höchste Vollendung wir in der ewigen menschlichen Wiedergeburt sehen, verachten zu können, gehört nicht zu uns.

Die Pubertät ist eine Zeit des Überganges, in welcher der junge Mensch auf Grund des inneren Erlebnisses auch besonders empfänglich und empfindsam ist für alle Anregungen, die von draußen an ihn herantreten. Eine vernünftige Erziehung aber kann mühelos alle Schwierigkeiten und Gefahren beseitigen, in denen verzopfte Gemüter grundsätzlich Stoff für problematische Diskussionen sehen. Wenn schon einmal von diesem Thema gesprochen wird, so mag man auch unsere Meinung hören: Die hier verallgemeinert als leichtsinnig und liederlich bezeichneten Mädchen, denen angeblich Schnaps und Bier bei der Auswirkung ihrer Reize helfen, scheinen uns bei einer vernünftigen Lebensanschauung, wie wir sie bei der Mehrzahl der heutigen Jugend voraussetzen dürfen, weniger wichtig als jugendliche Verirrungen zum eigenen Geschlecht, die sich bei nicht rechtzeitiger Entdeckung zu einer schweren Schädigung des Volksganzen auswirken können; und gerade hierzu tragen solche für unsere heutigen Begriffe verschrobenen Moralprinzipien, wie die angeführten, wesentlich bei. **Statt die gesunden Triebkräfte, die sich im jungen Mann regen, in natürliche Bahnen zu lenken, werden sie hier verdammt und als niedrig bezeichnet. Die Folge davon ist, daß der junge Mensch, sofern seine Natur nicht so stark ist, um sich einfach darüber hinwegzusetzen, den Kampf mit dem vermeintlichen Gegner in seiner eigenen Brust aufnimmt, dabei aber sehr oft auf Abwege gerät, die man allerdings nicht mehr gesund, viel weniger normal nennen darf. Und alles nur, weil man, anstatt die natürliche Entwicklung zu unterstützen, versucht, sie durch eine biologisch unsinnige Erziehung umzubiegen.**

Und heute?

Wenn auch die ganze Einstellung unseres wiedererwachten völkischen Empfindens gegen eine solche Entwicklung spricht, so soll man die Gefahren, die durch die äußeren Umstände gerade heute zum Teil noch bestehen, nicht unterschätzen. Die gesamte Erziehung in Deutschland ist heute wieder ausgesprochen geschlechtsbetont, das heißt die männliche Jugend wird männlich erzogen, während beim Mädchen die Vertiefung des Mütterlichen, des Weiblichen, das Endziel ist. Da nun die gesamte Entwicklungszeit der Jugend von einer Organisation zur andern überwechselt: Jungvolk, Hitler-Jugend, Arbeitsdienst, Wehrpflicht, so muß besonders darauf geachtet werden, daß die bewußt männliche bzw. weibliche Erziehung nicht in eine Überheblichkeit gegenüber dem andern Geschlecht ausartet, die wiederum den geistigen Keim für gleichgeschlechtliche Verirrungen in sich trägt.

Diese Gefahr besteht nun nicht erst seit heute oder gestern. Sie wurde auch nicht — wie böswillige Zungen behaupten — von der nationalsozialistischen Bewegung erzeugt, sondern war in mehr oder minder starkem Maße in jeder Generation zu finden, nur wurde sie nicht immer gleich scharf bekämpft wie im nationalsozialistischen Staat. Wir brauchen nur an einen gewissen Teil der Jugendbewegung zu denken, deren romantische Schwärmerei so weit ging, daß ihre Auswirkungen im krassesten Gegensatz zur völkischen Idee standen. Hier wurde von einigen krankhaft veranlagten Führern die Empfänglichkeit eines gewissen Alters benutzt, um ihre volksfeindlichen Tendenzen zu verbreiten. Aus einem überbetonten Kameradschaftsgefühl heraus pries man den Jungen die Freundschaft mit Männern als Höchstes, während die Beschäftigung mit weiblichen Wesen als überhaupt unter der Würde eines jungen Mannes stehend betrachtet wurde.

Da liegen die wirklichen Gefahren auch in unserer Zeit. Sie erkennen heißt sie beseitigen. Was aber nur durch eine saubere und gesunde Erziehung auf völkischer Grundlage erreicht werden kann und nicht durch ein oberflächliches Moralgefasel von Bier, Schnaps und leichtsinnigen Mädchen.

In Altona nichts Neues

Wenigstens nichts Aufregendes. Schließlich ist es keine Sensation, wenn das „Altonaische Unterstützungs-Institut, errichtet 1799", eine Zeitschrift für Hamburg, Altona und Wandsbek herausgibt, die sich „Plauderstunde" nennt. Im Impressum steht allerdings wieder, daß der „Eigentümer und Herausgeber: Deutscher Sparkassen- und Giroverband" heißt und in der Gertraudenstraße 16/17 in Berlin amtiert.

Eine Werbezeitung, in der man sich auch verpflichtet fühlt, den Lesern eine herzige Kurzgeschichte aus dem „Soldatenleben" zu servieren, mit dem neckischen Untertitel: „Die Reise nach Rom."

Ein Infanterist bringt bei der „Wendung mit Gewehr bei Fuß" die Knarre nicht richtig herum. „Da wird dem Unteroffizier die Sache zu bunt. Er entläßt das verheißungsvolle Kommando ‚Heinsohn, ab nach Rom' aus seinem Munde. Der wackere Kanonier begibt sich nämlich in die tiefe Kniebeuge, packt den Karabiner — und der verfügt über ein ganz ansehnliches Gewicht — mit beiden Händen und hält den Schießprügel mit ausgestreckten Armen vor sich. Los geht die Fahrt! Mit Sprüngen von einem halben Meter Länge muß er nun vorwärts hüpfen. Das geht über eine Strecke von, sagen wir mal, 5 Meter noch ganz ordentlich, aber was dann kommt — . . . Denn nun hebt in den Armen ein gar mächtiges Zittern an und die Beine verlangen dringlich danach, in die Originalstellung zurückgebracht zu werden. **Nur noch vermittels der angespannten Kraft seines Willens setzt der Kanonier Heinsohn die Fahrt in die Richtung auf die italienische Metropole fort . . . Die Vorgesetzten jedenfalls sagen dieser Erziehungsmethode ungeahnte Erfolge bei den Rekruten nach."**

Eine kleine putzige Kurzgeschichte. Nicht von Erich Maria Remarque, sondern von einem gewissen „Ki—bo—ko". Man fühlt ordentlich, wie der „Dichter" an den Unteroffizier Himmelstoß dachte, als er die „Fahrt nach Rom" kommentierte. In der Tendenz hat er dann auch nicht gefehlt. Wenn sie stilistisch etwas besser wäre, ließe sich die Geschichte ganz gut noch in das Buch „Im Westen nichts Neues" einbauen, ohne daß sie aus dem Rahmen der pazifistisch-antimilitaristischen Ullsteinreißer herausfiele.

Und so fragen wir die verantwortungslose Schriftleitung der „Plauderstunde": wer ist der Mann? Es würde uns eine unbändige Freude machen, uns auch sein anderes Schrifttum — falls er solches besitzt — einmal näher anzusehen.

Der Führer hat gehustet . . .

Zum erstenmal hat man sein leichtes Räuspern in der Rue de la Boetie Numero fünf vernommen; im 8. Gemeindebezirk von Paris. Auf horchte der Mann an dem tintenbekleckerten Schreibtisch. Hinter einer Brille, die ein paar Glotzaugen durch ihr Funkeln zu verbergen sucht, leuchtete ein öliger Blick auf, blieb sinnend auf der leicht von Motten angeknabberten grünen Filzbespannung der Tür hängen . . . Seine an einen verwaschenen Rehlederhandschuh erinnernde Hand fuhr durch das eisgraue Haar, das wie ein Katzenfell beim Nahen eines Gewitters knisterte.

Georg Bernhard, Chefredakteur des „Pariser Tageblatts".

Niemand, außer ihm, hatte das Räuspern vernommen; nicht einmal die vertrautesten Mitarbeiter des Führers in der Wilhelmstraße. Niemand. Nur er, der sich von den mit blechernen Speisemarken in der Tasche klimpernden Emigranten nur durch seinen sauberen Kragen unterscheidet, für dessen Reinigung im übrigen jene Genossen aufkommen müssen, die auf den Bänken in den Tuilerien herumlungern und sich die Zeit mit der Lektüre Bernhardscher Leitartikel zu vertreiben versuchen, die sie an der Ecke um einen halben Franken zu kaufen bekommen.

Georg Bernhard ist in den letzten drei Jahren etwas unsicher geworden. Seine Blicke in die Zukunft haben sich als arge Mißgriffe erwiesen, und jede Wahrsagerin in den Hinterhäusern am Montparnasse hätte ihren Laden schon zusperren müssen, wenn sie aus dem Kaffeesatz nicht mehr herausgelesen als Bernhard aus dem politischen Sternenhimmel.

Die Schlagzeilen, die den Sturz des Führers in seinem Blatt ankündigten, haben schon lange ihre bescheidene Anziehungskraft verloren, und schlecht und recht hält sich nun die Emigrantenzeitung mit zu vermittelnden Gesellschaftsreisen nach Palästina und der Schweiz über Wasser. Auch die den Abonnenten als Prämie in Aussicht gestellten Lebens- und Unfallversicherungen ziehen nicht recht. Begreiflich. Welcher Emigrant will es sich schwarz auf weiß geben lassen, daß er mit einem Ab- und Erleben auf oder unter Frankreichs Erde rechnen muß?

Und da so gar keine Aussichten auf einen noch so zarten Silberstreifen am hoffnungslosen Horizont vorhanden sind, die nur eine kleine, winzig kleine Erschütterung der Machtposition Adolf Hitlers ankündigen, wünschte er dem Führer nach alttestamentarischem Brauche „die Kränk'".

Worauf der erste Bericht in seinem Blatte in Fettdruck auftauchte, daß der Führer „erkrankt" sei. Oh, es waren böse Krankheiten, die Bernhard veröffentlichte, und sie wurden immer schlimmer, da die Druckerei ob ihrer Lebensgefährlichkeit keinen Zuschlag für die Satzkosten verlangte.

Das war im März des Vorjahres, und als der Führer kurz darauf in einer zweistündigen gewaltigen Rede zu der ganzen Welt sprach, mit einer Stimme und Lungenkraft, die allein eine große physische Leistung darstellten, da wurde es wieder ruhig im Blätterwald, so ruhig, daß man die bekannte Stecknadel hätte fallen hören können, und bestimmt auch den Groschen bei Georg Bernhard.

Der aber fiel nicht, und so „erkrankte" Ende Juli der Führer wieder. Es lag an der Zeit der sauren Gurken, daß sich Bernhard mit der Nudelwalze an das Thema machte. Dünn wie Blätterteig zog er es in die Länge und Breite. Von Chiffretelegrammen wußte er zu berichten, die über Botschaften und Konsulaten nach den besten Ärzten der Welt dringendst verlangten, die niemand entziffern konnte als der Chefredakteur des „Pariser Tageblatts" und die deshalb auch nur in diesem Blatte standen und sonst nirgends.

Kurz darauf war der Parteitag, und der Führer sprach mit der gleichen kraftvollen Stimme Tag für Tag, eine ganze Woche hindurch, und die besten Redner beider Hemisphären lauschten in den Äther und beneideten ihn im stillen um seine „Puste".

Bis endlich Georg Bernhard einen stichhaltigen „Beweis" in Händen hatte. Der Führer fuhr über Neujahr auf den Obersalzberg! Einfach nach Obersalzberg, ohne vorerst durch seine Kanzlei in der Rue de la Boetie anfragen zu lassen, ob dies nicht hinter der Tür mit der mottenzerknabberten Filzbespannung einiges Befremden hervorrufen würde!

Worauf natürlich das „Pariser Tageblatt" wieder zu berichten wußte, daß sämtliche Radiotelegraphisten im Reiche die Strippen molken, um diesmal den allergrößten Spezialisten zu gewinnen, der je seine etwas zu flach geratene Sohle auf den Boden dieses schandbaren Jammertales gedrückt hat: Prof. Neumann.

Nach der Bernhardschen Version — und andere sind uns bisher nicht zu Ohren gekommen — hatte dieser den für einen Juden unerhörten Antrag schroff zurückgewiesen, worauf dem Führer nichts anderes übrigblieb, als „ungeheilt" seine Rede in Lippe zu halten.

Nun überstürzten sich die Nachrichten in einer Reihenfolge, so daß es fast den Anschein hatte, sie kämen mit fast unmerklichen Änderungen aus dem Tatarenland. Georg Bernhard fing zu zitieren an. Nicht aus dem „Neuen Tagebuch" von Schwarzschild noch aus der „Neuen Weltbühne", die beide im Laufe der letzten drei Jahre den Nimbus der Objektivität eingebüßt haben. Und so brachte er in seinem Blatte eine Meldung, die in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" gestanden haben soll, daß der Führer „schwer erkrankt" sei und nicht mehr werde reden können. **Nur er hatte die Nachricht gelesen, und so müssen wir, die sie uns entgangen, annehmen, daß die D.A.Z. zwischen den Zeilen gewisse, für das „Pariser Tageblatt" bestimmte Mitteilungen mit Zitronensaft druckt und Bernhard allmorgendlich die deutschen Zeitungen mit einem heißen Plätteisen aufbügelt, um die Schrift sichtbar zu machen.**

Doch der ehemalige Gigolo der Tante Voß läßt nicht locker, schwört weiter auf des Führers Leiden. Schwört mit der Inbrunst seiner Ahnen, die die Schwurfinger bei der Gesundheit ihrer Eltern und Kinder erheben, ohne zu befürchten, daß ein hartes Schicksal sie beim Wort nähme. (Sonst wäre das Judentum schon längst an seiner Bresthaftigkeit zugrunde gegangen, heraufbeschworen durch die zahlreich abgelegten Meineide.) Und um seinen Behauptungen einen seriösen Anstrich zu geben, weiß er leidenschaftslos zu berichten, daß der Führer einen „Faden" in der Stimme habe.

Trotz rigorosester Nachforschungen konnten wir nicht in Erfahrung bringen, was ein „Faden" ist. Auch nicht, als wir angestrengt am 30. Januar der Rede des Führers lauschten. Er sprach wie immer: fest, hart, mit volltönendem Organ.

Doch. In der fast eine Stunde währenden Rede hatte er sich — man bedenke! — zweimal leicht geräuspert. Zweimal bitte!

Wir haben in den verschiedensten Parlamenten Europas Abgeordnete reden gehört, die alle fünf Minuten Hustenanfälle bekamen und deren Stimmen wimmerten wie von Neugeborenen oder gleich Kreissägen kreischten. Wir haben sie nach jedem Satz nach Wassergläsern greifen gesehen, in die sie hastig ihre Schnäbel tauchten, so daß man nur mit Gewalt nicht an durstige Hühner dachte. Der Äther strotzt heute sozusagen nur so von Reden politischer Führer in den verschiedensten Sprachen, und Prusten und Pusten unterbrechen sie, was weiter nichts zur Sache tut, denn Politiker haben das Wort und nicht erste Liebhaber, die die Rede des Antonius vom Forum nach Shakespeare zu halten haben. **Und was bei weltbekannten Schauspielern vorkommen darf, ohne daß jemand daran etwas findet, sich vor einem gewaltigen Einsatz leicht zu räuspern, wird beim Führer — sozusagen über drei Verstärkerröhren — gewissenhaftest mit sorgenvoll gerunzelten Stirnen registriert, und zwar gerade von Menschen, die keine zwei Sätze herausbringen, ohne einen Schlucker zu bekommen.**

Der Führer hat gehustet . . . Tausende Menschen tun es auch und halten tränenden Auges die Nase ins Taschentuch, ohne daß man etwas daran findet. Und er wird sich während seiner Reden noch öfters räuspern, trotz des ihm von so mickrigen Gesellen, wie sie in der Rue de la Boetie ein fröstelndes Dasein fristen, in den Mund gelegten „Fadens".

Bis ihnen dieser Faden selbst ausgehen wird.

Vergeblich aber wartet die Welt darauf, daß ihr der Führer im Rundfunk zur „Beruhigung" ein dreimal gestrichenes hohes „C" vorsingt.

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Preis 15 Pf. zuzüglich ortsübliches Bestellgeld
Ausland m. ermäß. Porto 25 Pf., übriges Ausland 35 Pf.

Berlin, 27. Februar 1936
9. Folge 2. Jahrgang

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung SS

Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstr 88 Fernspr.: A 1 Jäger 0022 Postscheckkonto: Berlin 4454 Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigerpreise laut auflieg. Preisliste.



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf., durch Streifb. für Deutschland u. Österreich monatl. 95 Pf., Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übrig. Ausland RM. 1,05. — In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen

Jüdische Schlußbilanz

Mancher mag sich vielleicht gewundert haben, daß mit der Machtergreifung durch Adolf Hitler und der jüdischen Massenflucht ins Ausland eine Stimme jenseits der Grenzen sich nicht mit pathetischem Geschrei erhob; weder die des Peter Panter, noch jene des Ignaz Wrobel, Kaspar Hauser oder Theobald Tiger. Gleich gespenstischen Fastnachtsmasken, die ihr Besitzer mit Vorliebe zu tragen pflegte, wenn er vor das Rampenlicht der „Weltbühne" trat, um seinen ganzen Zynismus und Hohn einem degenerierten und entarteten Publikum ins Gesicht zu schleudern, verschimmelten diese Namen in dem geistigen Gepäck des aus Deutschland geflüchteten Hetzers, der den Landesverrat als höchste Tugend predigte, die zwei Millionen auf den Schlachtfeldern gefallenen Helden „Mörder und Barbaren" nannte und ihre trauernden Mütter und Frauen mit ätzendem Sarkasmus verspottete. Blind ist der sprühende und blitzende Flitterschmuck der vier Masken geworden, zerschlissen die rauschende Seide einer blendenden Rhetorik, verrostet die Sonde des zersetzenden Witzes, die eine den tiefsten Schlamm aufpeitschende Geißel war.

Kurt Tucholsky

Kurt Tucholsky hat geschwiegen in den letzten drei Jahren. Hatte als einziger unter seinen Genossen den Mut aufgebracht, zu bekennen, daß sie vernichtend geschlagen waren und sich mit den drohenden Gebärden aus dem sicheren Asyl über die Grenzpfähle nur unsäglich lächerlich machen konnten.

Unruhig ist er von einem Land in das andere gezogen und hat in stillen Stunden über sein, über „ihr" Schicksal nachgedacht. An dieser jammernden und in ohnmächtiger Wut geifernden Emigration, den Schwarzschilds, Bernhards und wie sie alle heißen mögen, gemessen, ist er eigentlich der einzige unter ihnen, der konsequent blieb. Er hatte den Mut, der Situation klar ins Auge zu sehen, und zog aus ihrer Hoffnungslosigkeit die letztmögliche Folgerung: er floh vor der Zeit aus dieser Welt, in der er verspielt hatte.

Bevor er jedoch sein Leben von sich warf, weil es für ihn keinen Sinn mehr hatte, setzte er sich hin und legte in einem Brief an den Emigranten Arnold Zweig sein letztes Bekenntnis nieder. Nicht Peter Panter, Theobald Tiger, Kaspar Hauser, Ignaz Wrobel oder eine andere schillernde Maske ist es, die hier spricht. Kurt Tucholsky hat heimgefunden zu seinen Vätern, in deren Geiste er gelebt, geliebt und vor allem aber gehaßt hat.

Brief an Arnold Zweig

„Zürich, den 15. Dezember 1935.

Lieber Arnold Zweig!

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Brief vom 13. November. Dank für alle freundlichen Worte — und wenn Sie mir neben „Verdun" auch die „Bilanz der Judenheit" schicken lassen wollten, so wäre ich Ihnen sehr dankbar. Sie sind, lieber Zweig, einer der so seltenen Schriftsteller, die eine Kritik so aufgenommen haben, wie sie gemeint gewesen ist, nämlich freundschaftlich. Deshalb möchte ich Ihnen etwas schreiben, das wenig mit Ihrem Werk, viel mit Ihrer Anschauung zu tun hat — es richtet sich gar nicht an Sie, aber ich spreche zu Ihnen.

Ich bin im Jahre 1911 „aus dem Judentum ausgetreten", und ich weiß, daß man das gar nicht kann.

Sie wissen, daß damit keine Konjunkturriecherei verbunden gewesen ist — ein Jude hatte es im Kaiserreich erträglich, ein Konfessionsloser nicht. Warum also tat ich das? Ich habe es getan, weil ich noch aus der frühsten Jugendzeit her einen unauslöschlichen Abscheu vor dem gesalbten Rabbiner hatte . . . Wendriner war damals noch nicht geboren. Doch — aber er hatte noch keinen Namen. Also heraus.

Antisemitismus habe ich nur in den Zeitungen zu spüren bekommen, im Leben nie. Mit dem feinen Instinkt, der die Burschen auszeichnet, haben mich viele Leute nicht für einen Juden gehalten, was ich nicht geschmeichelt anmerke, sondern belustigt. In dreieinhalb Jahren Militär nichts. Zuletzt war ich Polizeikommissar — auch nicht die Spur eines Hauches einer Idee. **Ich habe mit den Kerlen im Kasino gesoffen, was mir eine gute Kenntnis des Milieus für später ermöglicht hat — nichts war zu spüren. Ich spreche also nicht aus Ressentiment.**

Auch gehöre ich nicht zu den bekannten jüdischen Antisemiten. Über Palästina erlaube ich mir keinerlei Bemerkung —: ich kenne die Verhältnisse nicht. Zweierlei fällt mir auf: Das ist kein jüdischer Staat, sondern eine englische Kolonie, in der die Juden — wie unter Pontius Pilatus — eine Rolle spielen, die mir nicht schmeckt, und wohl manchem Juden dort unten auch nicht. Zweitens: die deutschen Juden, die Geld hatten, durften nur heraus, wenn sie statt ihres Geldes eine Abmachung mit herausnahmen, bei der Palästina mit deutschen Waren überschwemmt wird.

Doch ist das Sache der Zionisten, und da ich nicht mittue, nehme ich mir wenig Recht, zu kritisieren. Wohl aber darf ich Ihnen sagen:

Was sind Sie? Angehöriger eines geschlagenen, aber nicht besiegten Heeres? Nein, Arnold Zweig, das ist nicht wahr. Das Judentum ist besiegt . . . und es ist auch nicht wahr, daß es seit Jahrtausenden kämpft. Es kämpft eben nicht. Die Emanzipation der Juden ist nicht das Werk von Juden. Diese Befreiung ist den Juden durch die Französische Revolution, also von Nichtjuden, geschenkt worden — sie haben nicht dafür gekämpft. Das hat sich gerächt . . .

Mir hat schon diese flaue und faule Erklärung nie gefallen, mit der man mir erzählt hat: die Ghettojuden im sechzehnten Jahrhundert konnten nichts anderes, sie waren bedrückt, man ließ sie ja nichts anderes als schachern. Nein, liebe Freunde.

Ghetto ist keine Folge — Ghetto ist Schicksal. Eine Herrenrasse wäre zerbrochen — diese da „müssen doch leben".

Aber lassen wir die mittelalterlichen Juden — nehmen wir die von heute, die von Deutschland. Der große Moment fand ein kleines Geschlecht.

Auch ein Beileid!



Zeichnung: Mjölnir

„Nicht der Mörder — der Ermordete ist schuldig!"

Wie? Nicht zu begreifen, daß im März 1933 der Augenblick gekommen war, in umgekehrter Proportion auszuziehen — also nicht wie heute einer auf zehn, sondern einer hätte dableiben müssen, und neun hätten gehen müssen, sollen müssen. Hat sich auch nur ein Rabbiner gefunden, der der Führer seines Volkes gewesen ist? Auch nur ein Mann? Keiner, in Nürnberg wohnte eine so reiche und einflußreiche Judengemeinde — dort ist der Herr Streicher groß geworden . . .

Hätten Sie dem Durchschnittsjuden im Jahre 1933 gesagt, er würde Deutschland unter Bedingungen verlassen, wie sie ihm das Jahr 1935 ff. bieten, er hätte Sie ausgelacht: „Ich kann doch nicht weggehen!" (und nun wie ein Spieler) „Ich bin doch ein Verlust! Was meinen Sie — mein Geschäft . . ." Und jetzt schleichen sie heraus, trübe, verprügelt, pleite, des Geldes beraubt . . . Heroismus war hier nun auch noch das bessere Geschäft. Also warum haben wir diesen Weg nicht gewählt? Das klingt nun so, wie wenn das gegen den gerichtet wäre, an den ich diesen Brief richte — aber mit Ihnen hat das nur sehr mittelbar zu tun. Ich kann Ihnen nicht folgen, wenn Sie die Jüdin loben, weil sie Eigenschaften hat, die ich bei anderen genau so sehe („Sie weiß auf Gartenfesten schön zu sein" — aber das kann Minchen Müller auch), aber ich weiß, daß Sie nie einen Daumenbreit nachgaben. Ich klage vor Ihnen, ich belle Sie nicht an . . .

Man hat eine Niederlage erlitten. Man ist so verprügelt worden, wie seit langer Zeit keine Partei, die alle Trümpfe in der Hand hatte. Was ist nun zu tun? Nun ist mit eiserner Energie Selbsteinkehr am Platze. Nun muß, auf die lächerliche Gefahr hin, daß das ausgebeutet wird, eine Selbstkritik vorgenommen werden, gegen die Schwefellauge Seifenwasser ist.

Was geschieht statt dessen? Statt dessen bekommen wir Lobhudeleien zu lesen, die ich nicht mag — Lob der Juden und Lob der Sozis und der Kommunisten — „sie sitzen da und hochachten einander" heißt es einmal im Schwedischen . . . Statt einer Selbstkritik und einer Selbsteinkehr sehe ich da etwas von „Wir sind das bessere Deutschland" und solchen Unsinn. Aber ein Land ist nicht nur das, was es tut — es ist auch das, was es verträgt, was es duldet.

Es ist gespenstisch, zu wissen, was die Pariser Leute treiben — wie sie mit etwas spielen, was es gar nicht mehr gibt. Wie sie noch schielen — wie sie sich als Deutsche

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

fühlen — aber zum Donner, die Deutschen wollen euch nicht! Sie merken es nicht.

Das ist Deutschland. Die Uniform paßt ihnen — nur der Kragen ist ihnen zu hoch. Etwas unbequem — etwas störend — so viel Pathos und so wenig Butter — aber im übrigen? Wie sagt Alfred Polgar: „Der Umfall beginnt damit, daß man hört: Eines muß man den Leuten lassen.“ Und sie lassen ihnen das eine und das andere und dann alles ... Mein Leben ist mir zu kostbar, mich unter einen Apfelbaum zu stellen und ihn zu bitten, Birnen zu produzieren. Ich nicht mehr. **Ich habe mit diesem Land, dessen Sprache ich so wenig wie möglich spreche, nichts mehr zu schaffen. Möge es verrecken — möge es Rußland erobern — ich bin damit fertig ...**

Man muß ganz von vorn anfangen — „Ford, c'est Descartes descendu dans la rue“ heißt eine der Formeln Dandieus. — (Er ist leider viel zu jung mit 86 Jahren gestorben.)

Man muß von vorn anfangen, nicht auf diesen ... Stalin hören ...

— und „Das da ist gar nicht Deutschland.“

Wir werden das nicht erleben. Es gehört dazu, was die meisten Emigranten übersehen, eine Jugendkraft, die wir nicht mehr haben. Es werden neue nach uns kommen. So aber gehts nicht. Das Spiel ist aus.

Nihilismus? Lieber Zweig, ich habe in den letzten fünf Jahren viel gelernt — und wäre mein schlechter Gesundheitszustand nicht, so hätte ich dem öffentlich Ausdruck gegeben. Ich habe gelernt, daß es besser ist, zu sagen, hier sei nichts, als sich und anderen etwas vorzuspielen. (Was Sie nie getan haben.) Aber das Theater der Verzweiflung, die noch in ... Thomas Mann einen Mann sieht, der, Nobelpreisträger, sich nicht heraustraut und seine „harmlosen“ Bücher in Deutschland weiterverkaufen läßt — die Verzweiflung, die dieselben Fehler weiter begeht, an denen wir zugrunde gegangen sind: es nämlich nicht so genau mit den Bundesgenossen zu nehmen — dieses Theater kann ich nicht mitmachen. Und hier ist das, was mich an der deutschen Emigration so abstößt:

es geht alles weiter, wie wenn gar nichts geschehen wäre. Immer weiter, immer weiter — sie schreiben dieselben Bücher, sie halten dieselben Reden, sie machen dieselben Gesten. Aber das ist ja schon nicht gegangen, als wir noch drin die Möglichkeit und ein bißchen Macht hatten — wie soll das von draußen gehen! Sehen Sie sich Lenin in der Emigration an: Stahl und äußerste Gedankenreinheit. Und die da? Doitsche Kultur. Das Weltgewissen ... Gute Nacht.“

*

Tucholskys Brief ist das Bekenntnis eines Menschen, der die Sinnlosigkeit des Tuns seiner Rassegenossen, die selbst in ihrer schwersten Stunde nicht zur Einsicht kommen wollen, daß ihr Spiel aus ist, erkannt hat. Eine Anklage an alle Kräfte, die sich mit dem Judentum vereinen, um Deutschland niederzuringen. Angeekelt vor der Verlogenheit seines Blutes, das sich mit Verleumdung, Lüge und Charakterlosigkeit durchzusetzen versucht, zu feige, einen offenen Kampf zu führen.

„Ich bin im Jahre 1911 ‚aus dem Judentum ausgetreten‘ und ich weiß, daß man das gar nicht kann.“ Der geistreichste und wohl intelligenteste von „ihnen“, Kurt Tucholsky, hat sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen, die wir schon während der Jahre des Kampfes hindurch immer vertreten haben, um deretwillen wir verfolgt, gehetzt, verleumdet und diffamiert wurden. Und ein Teil der kirchlichen Kreise hat die Juden in ihrem Kampfe in Wort und Schrift unterstützt, nicht nur früher, sondern auch heute noch, — wir brauchen dabei nur an den Berliner Fall Jacobi zu denken — aus der brennenden Rassenfrage eine konfessionelle Angelegenheit gemacht, die durch das Taufwasser allein gelöst werden könne!

Er, der Jude, der „aus der frühesten Jugend her einen unauslöschlichen Abscheu vor dem gesalbten Rabbiner hatte ...“, dem vor seinem eigenen Spiegelbild grauste wie dem Basilisken, der verendete, als er sein Bild in einer ruhigen Wasserfläche sah ... Kurt Tucholsky hatte die Widersinnigkeit und die betrügerische Verlogenheit in der Haltung jenes Rassebreis erkannt, das nach der Herrschaft eines 65-Millionen-Volkes griff, feige, hinterlistig, auf schleichenden Sohlen, nicht den Gegner von vorn an der Kehle packend, sondern nach einzelnen Nerven tastend, um den ganzen Organismus in seinen einzelnen Teilen lahmzulegen.

Kurt Tucholsky gehörte nicht zu den „bekannten Antisemiten“, die ihre Rasse verleugnen und bekämpfen, weil sie zu feige sind, sich zu ihr zu bekennen. Mit einer Komödiantengeste und jenem Schmierenpathos, den man früher in schlechtbeleuchteten Scheunen von wandernden Schauspielertruppen sehen konnte, „bekennt“ sich zwar das emigrierte Judentum zu seinem Blute; aber die wenigen Zuschauer verlassen bereits die Bänke und finden die künstlich ausgewalkten Monologe langweilig. Bis auch der letzte gegangen ist und auf den wackeligen Brettern die Mimen allein stehen, sich an ihren eigenen Worten begeistern, und endlich die blakende Stallaterne verzuckt und alles in Finsternis hüllt. Tragik? Nein, verdientes Schicksal!

Es gibt kein Ghetto. „Ghetto ist Schicksal.“ Ghetto ist die Umgebung von Menschen, die zu feige sind, um ihren Bestand zu kämpfen. Die Ghettos von Prag und Warschau, von Wien, Eisenstadt und in Karpatenrußland, sie sind nicht nur von Ungeziefer verseucht und latente Krankheitsherde, die Menschen, die in ihnen wohnen, haben erst das Ghetto um sich geschaffen. „Eine Herrenrasse wäre zerbrochen ..., diese da ‚müssen doch leben‘.“ **Tucholsky ist aus dem Ghetto geflohen, ist ruhelos von einem Land ins andere gewandert, um sich von seinem Schicksal zu befreien, das jeder Jude in Gestalt einer Erinnerung an das Ghetto im Unterbewußtsein mit sich trägt, mag er an kaiserlichen Höfen geadelt und mit Verdienstkreuzen „ausgezeichnet“ sein oder „mit den Kerlen im Kasino gesoffen“ haben. Und noch alle gingen zugrunde, die die Ghettoluft nicht störte, in der nur der Jude leben kann, weil sie sein ureigenstes Element ist. Das „Kaiserreich“ ist zerfallen und auch die „Kerle im Kasino“, sie werden siech und kraftlos geworden sein ...**

„... sie sitzen da und hochachten einander ...“ Auf den Kaffeehausterrassen in Paris, in Amsterdam, in Prag und Wien, auf den Sonnendächern der Schweizer Hotels und in den Obdachlosenheimen, in den Tagesräumen der Heilsarmee. Denn sie vertragen es nicht, niemand zu sein, **und da ihnen die anderen die Achtung versagen, „hochachten“ sie einander in ihrer Emigrantenpresse ein Schriftsteller den anderen, Georg Bernhard in seinem „Tageblatt“ Schwarzschild, und dieser wieder ihn im „Tagebuch“, beide zusammen Claus Mann, worauf der Gepriesene in seiner „Sammlung“ warme Worte der Anerkennung für beide findet.**

Nur eines wollen sie nicht hören, gestehen sie sich nicht ein, obwohl sie es alle fühlen und wissen: daß sie nicht „das bessere Deutschland“ sind, die „deutsche Kultur“ und „deutsche Zivilisation“.

„... zum Donner, die Deutschen wollen euch nicht!“ Kurt Tucholsky, ausgerechnet der lebendige Geist des toten Juden, brüllt es ihnen in die Ohren.

Deutschland? „Möge es verrecken — möge es Rußland erobern — ich bin damit fertig.“

Der Haß spricht aus Tucholskys Worten, der Haß eines verschmähten Liebhabers, der täglich mit der Pistole seines zersetzenden Intellekts der Geliebten auflauerte und schließlich daran zugrunde ging, überwunden durch den Golem in seiner Brust, der ihm die Kraft gab, sich zu vervierfachen, um sich als Peter Panter, Kaspar Hauser, Theobald Tiger und Ignaz Wrobel für die Zurückweisung zu rächen.

Er war einer der Stärksten unter ihnen — und entleibte sich doch. Und die immer mit Stolz seiner gedachten als einem im Auslande weilenden Erlöser, der nur den richtigen Augenblick abwartet, um ..., gegen sie richtet sich Tucholskys letzter Hohn. Sie werden aufgeregt durcheinanderreden und einen „Nervenzusammenbruch“ zusammendeuteln wollen, und daß er „in einem Anfall von Gemütsdepression“. ...

Nein. Kurt Tucholsky hat gewußt, was er schrieb bis zum letzten Augenblick. Er hatte nicht nur den Mut zum Hochverrat und der Verleumdung gehabt, sondern auch einmal — als er aber auch gar keinen Ausweg mehr sah — zur Wahrheit. Es ist für sie eine bittere aber wahre Wahrheit. „Und die da? ... Doitsche Kultur. Das Weltgewissen ... Gute Nacht.“

Die lachenden Dritten



(Der sudetendeutschen Kampfschrift „Der Igel“ entnommen)

Vom Wesen der Gastfreundschaft

Anstatt sich eingehend mit dem jüdischen Mörder und seinen Auftraggebern zu befassen, anstatt den geheimen internationalen Mächten auf Schweizer Boden ihr Treiben gegen den nationalsozialistischen Staat zu erschweren, wie es angesichts der Exzesse von Davos zu erwarten gewesen wäre, hat sich der Bundesrat in Bern dazu bewegen lassen, den offenen und in seiner Harmlosigkeit von der Schweizer Regierung selbst bestätigten Zusammenschluß der reichsdeutschen Volksgenossen in der Schweiz in seiner Spitze zu zerschlagen. Die Ungeheuerlichkeit dieses Vorgehens wird durch einen eben bekanntgewordenen skandalösen Zwischenfall in ein besonders grelles Licht gesetzt. **Dem Juden und Mörder Frankfurter ist laut einer Mitteilung des „Pariser Tageblatts“ vom 20. Februar gestattet worden, in seinem Gefängnis, dem „Sennhof“ zu Chur, einen rätoromanischen Journalisten zu einer Unterredung zu empfangen, die ihren Niederschlag in der „Gazette Ladina“ gefunden hat. Dieser Skandal, daß einmal ein Mörder auch noch soviel Freiheit bei der liberalen Einstellung der Schweizer Justiz genießt, daß er noch vom Gefängnis aus durch Interviews gegen Deutschland hetzen darf, läßt sich nicht mehr mit den notdürftigen Sitten diplomatischer Höflichkeit und Rücksichtnahme vereinbaren.**

Die Schweizer Gastfreundschaft, die durch die letzten Ereignisse wohl für lange Zeit ihren traditionellen und guten Ruf im deutschen Volke gemindert haben dürfte, hat aber auch noch eine andere Seite. Außer den etwa 135 000 in der Schweiz ansässigen Reichsdeutschen bewegt sich jahraus, jahrein ein Strom deutscher Hotelgäste in die Schweiz, der auf die Wirtschaftslage in der Schweiz und die wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder von entscheidendem Einfluß ist. „Ein zeitweiliger Verzicht auf die Hotelgäste aus Deutschland würde für den schweizerischen Fremdenverkehr einen schweren Schlag bedeuten.“ Diese Selbstbesinnung der „Neuen Zürcher Zeitung“, die vor wenigen Tagen im Wirtschaftsteil dieses Blattes zu lesen war, besitzt ihren guten Grund in der Tatsache, daß jeder dritte Ausländer in den Schweizer Hotelbetten ein Deutscher ist, d. h. daß von 31 v. H. der ausländischen Hotelbesucher der Schweiz 13,5 v. H. aus Deutschland stammen, oder anders gezählt: von 6 083 738 Logiernächten der Ausländer in der Schweiz entfallen 1 886 523 Logiernächte auf deutsche Gäste.

Als kürzlich aus Devisengründen erhebliche Stockungen in dem deutsch-schweizerischen Reiseverkehr eintraten, sprachen dieselben Blätter, die sonst durchweg in ihrer eigenen überheblichen Tonart die nationalsozialistische Weltanschauung einer abfälligen Kritik unterziehen, ausnahmslos von einer bevorstehenden „Katastrophe“.

Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie die Schweiz, welche die Landesgruppe der N.S.D.A.P., den organisatorischen Zusammenschluß der Reichsdeutschen in der Schweiz, aufgelöst hat, selbst ein Nutznießer der nationalsozialistischen Revolution ist. Die ideellen Gesichtspunkte, daß der Nationalsozialismus verhindert hat, daß die Schweiz am Rheinufer eine rotbolschewistische Grenze aufweist, mag den praktisch-materialistischen Überlegungen der Berner Politiker in den letzten Wochen nicht zugrunde gelegen haben. **Wir empfehlen darum unseren Nachbarn, die Erhebungen des eidgenössischen statistischen Amtes zu studieren, aus denen sich ergibt, daß mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der nationalsozialistischen Staatsführung auch der Tiefstand des deutschen Hotelbesuches in der Schweiz vom Jahre 1931/32, der nur noch 36 v. H. der Höchstziffern von 1928/29 betrug, bereits soweit überwunden ist, daß die Schweiz wieder 69 v. H. der früheren Rekordziffer aufzuweisen hat, daß heißt, daß im Winter 1934/35 die deutsche Besucherzahl allein in Graubünden, dem „Alpenland der 150 Täler“, von 500 000 auf 900 000 gestiegen ist.**

Entweder besitzt ein Land Gastfreundschaft oder es besitzt sie nicht. **Die Regierungsform in der Schweiz, die weltanschaulichen Meinungen der verschiedenen** Schweizer Parteien interessieren uns ebensowenig, wie sich unsere reichsdeutschen Volksgenossen in der Schweiz jemals dafür interessiert haben. Wir sind weit davon entfernt, uns in die Sorgen von Schweizer Behörden einzumischen oder gar über sie zu lächeln. So werden z. B. gegenwärtig große Volksabstimmungen über kantonale Selbständigkeit oder kantonalen Zusammenschluß kleinerer Landstriche abgehalten. Das ist Sache der Schweizer! Nicht nebensächlich ist aber, ob die Schweizer Gastfreundschaft nur gegen blanke Münze für deutsche Hotelgäste gilt und ob die liberale Freiheit und ungezügelte Meinungsäußerung nur für Emigranten und für die Hetze gegen Deutschland gilt, oder ob ein kleiner Bruchteil dieser Freiheit auch den loyalen reichsdeutschen Organisationen in den Schweizer Bergen zugestanden wird.

Das politische Schwergewicht in den Schweizer Hotelbetten darf nicht vergessen werden. Das Maß von Gastfreundschaft, was den zahlenden deutschen Gästen entgegengebracht wird, muß durch ein gleiches Maß politischer und diplomatischer Höflichkeit ergänzt werden, wenn dem deutschen Reisepublikum der Glaube an die Ehrlichkeit dieser Gastfreundschaft erhalten werden soll. Schneidet man dem Deutschtum, das noch niemals Anlaß zu Klagen gegeben hat und dessen positive Einstellung die loyale Haltung der Schweizer Regierung gegenüber völlig unbestritten ist, in der Schweiz den Lebensatem ab, so muß man damit rechnen, daß an einem so umwölkten politischen Himmel wenig Sonne durchblickt, die bei der Erholung des deutschen Reisepublikums in der Schweiz nun einmal nicht ganz zu entbehren sein wird.

Hauptschriftleiter Gunter d'Alquen

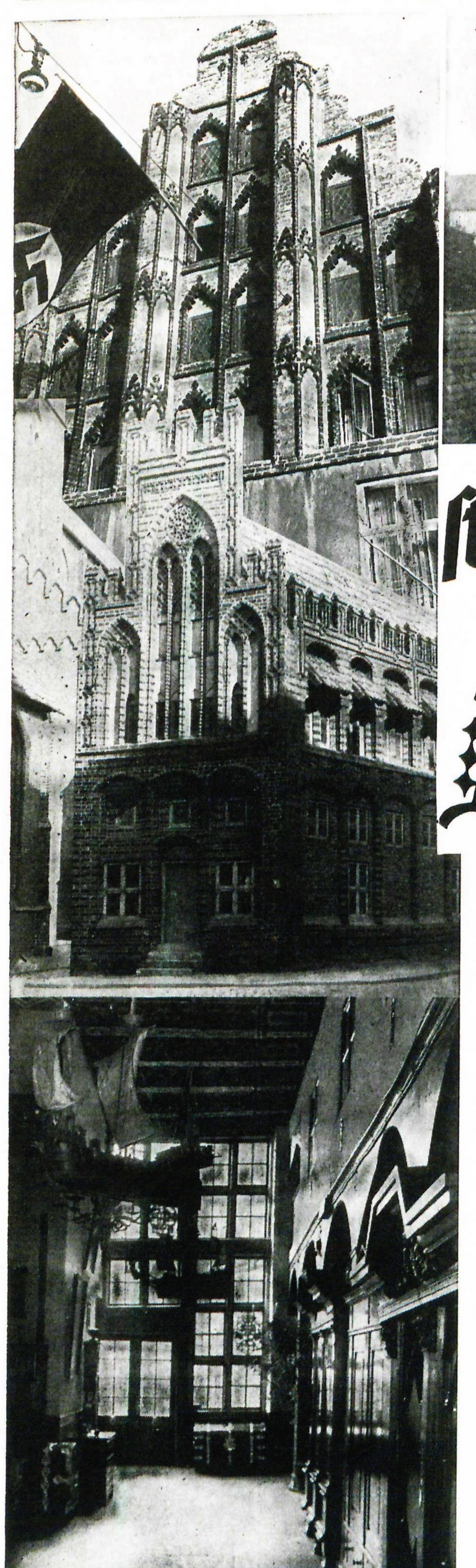
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Gunter d'Alquen, Berlin (Stellvertreter: R. aus den Ruthen, Berlin). — Für Anzeigen: Ulrich Herold Berlin. — Verlag Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Zweigniederlassung Berlin. — Druck M. Müller & Sohn K.G. Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstraße 88.

Durchschnittsauflage im 4. Vierteljahr 1935: 189 317 Stück. Zurzeit ist Preisliste Nr. 4 gültig.

Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.

Sprechstunden der Schriftleitung nur Dienstag und Mittwoch von 11 bis 15 Uhr nach fernmündlicher Vereinbarung.

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie





Stolzen Zeuge Kaufmannsgeistes

Aufnahmen: Georg Ebert

Wismar — einst neben Lübeck und Danzig der an der Ostsee mächtigste Vorort des hansischen Städtebundes, träumt noch heute von seiner vergangenen Größe. Was kühner Unternehmungsgeist „Königlicher Kaufleute" aus dem weitgespannten Handel in aller Herren Länder gewann, wurde zum Anstoß eines imposanten Kulturwillens, der noch heute aus den ebenso edlen wie großzügigen Bauten der Hansezeit zu uns spricht.

Das Wädekindhaus (oben) und die alte Schule (unten), um 1200 erbaut, zeugen von der meisterhaften mittelalterlichen, gotischen Backsteinarchitektur



Die Diele eines alten Kaufmannshauses. Die Solidität in der Ausführung sowie die erlesene Auswahl der Einrichtung geben ein Bild von der Gediegenheit der alten Patrizierhäuser





Der Fischerhafen in Wismar

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

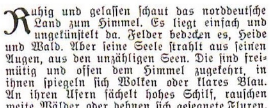
Das Bild seiner Seele



Norddeutsche Landschaft, einfach und ungekünstelt

*

Bild links: Ein Kind der norddeutschen Ebene



Ruhig und gelassen schaut das norddeutsche Land zum Himmel. Es liegt einfach und ungekünstelt da. Felder bedecken es, Heide und Wald. Aber seine Seele strahlt aus seinen Augen, aus den unzähligen Seen. Die sind freimütig und offen dem Himmel zugekehrt, in ihnen spiegeln sich Wolken oder klares Blau. An ihren Ufern fächelt hohes Schilf, rauschen weite Wälder oder dehnen sich gesegnete Fluren.

Der Mensch der norddeutschen Ebene liebt diese Augen seines Landes. Es zieht ihn hin, sobald es seine Arbeit gestattet. Er sitzt im Schilf, im schaukelnden Kahn oder auf sanfter Uferhöhe und lauscht versunken dem Schlage der Wellen. Er sieht der Sonne und der Jahreszeiten Farbenspiel an den Ufern und auf bewegtem Wasserspiegel. Er versteht so die Seele seines Landes, wie man die Seele eines Menschen versteht, wenn man ihm in die Augen sieht.

In der Seele seines Landes findet er die eigene wieder: einfach und ungekünstelt, offen und freimütig.

Stelle einen norddeutschen Menschen auf den schönsten Berg der Alpen und zeige ihm sonnenüberströmte Täler und schneeige Höhen. Führe ihn in die üppigsten südlichen Länder. Zeige ihm alle Wunder der Welt: Wenn er mit seinem Lande verwachsen ist — und nur dann ist er ja wirklich ein norddeutscher Mensch —, wird beim trunkenen Schauen überladenster Schönheiten plötzlich ein leichtbewegter See vor seinem inneren Auge erstehen, in Sonne gebadet, in glühende Farben gebettet.

Denn dies ist das eigentliche Bild seiner Seele.

Aufnahmen: Stahl



Am Seeufer fächelt hohes Schilf



Still und zufrieden liegt das Dorf am See



Der norddeutsche See, ein Bild erhabener Ruhe



Fischer bei der Arbeit

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Preis 15 Pf. zuzüglich ortsübliches Bestellgeld
Ausland m. ermäß. Porto 25 Pf., übriges Ausland 35 Pf.

Berlin, 23. April 1936
17. Folge 2. Jahrgang

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung SS

Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. Fernspr. A 1 Jäger 0022. Postscheckkonto Berlin 4454. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut aufsteig. Preisliste.

Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf., durch Streifb. für Deutschland u. Österreich monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übrig. Ausland RM. 1,05.— In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen.

Wie steht es um den ‚Deutschen Glauben'?

Eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit ist die des religiösen Verhaltens. Eine außerordentlich große Zahl deutscher Volksgenossen hat in den letzten Jahren aus dem Gewissensbedürfnis, einen der nationalsozialistischen Weltanschauung entsprechenden klaren Weg zu finden, sich spontan mit diesem schwierigen Problem beschäftigt und ist dabei zu den verschiedenartigsten Ergebnissen gelangt.

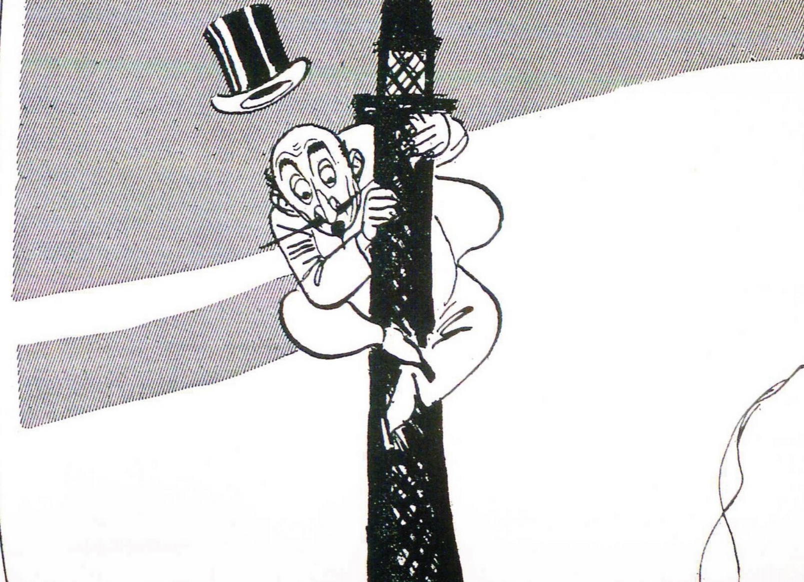
Es ist nicht unsere Aufgabe, uns in irgendeiner Form für oder wider die eine oder andere der vorgeschlagenen Regelungen zu entscheiden. Wohl aber halten wir es für unsere Pflicht, ohne jede Parteinahme klarzustellen, um was es sich überhaupt bei dem ganzen Fragenkomplex handelt.

oder auch nur von irgendeinem unserer Männer das verlangen, unter Mißbrauch des Wortes Heide als Atheisten verschrien zu werden."

Wir wollen religiöses Gefühl und religiöse Wiedererneuerung, und das heißt, daß wir nichts zu tun haben mit jener materialistischen Geschichtsauffassung die jede Religiosität prinzipiell ablehnt, weil sie aus der Enge ihrer Diesseitsgebundenheit heraus die Existenz des Metaphysischen überhaupt leugnet. Denjenigen, der an nichts glaubt, halten wir nach des Reichsführers SS. herzhaftem Wort für „überheblich, größenwahnsinnig und dumm."

Demgemäß kann es sich bei unserer gegenwärtigen Stellungnahme nicht um jene handeln, die als Abgefallene von irgendeiner Konfession

Paris — jetzt Zentrale der Komintern



Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Wie immer ist unser Ziel bei einer solchen Betrachtung nicht die Negation.

Religiöses Erleben kann und darf niemals im Kampf gegen eine andere Glaubensfassung allein seinen Inhalt und seine Kraftmitte suchen. Denn eine solche Grundhaltung wäre im Sinne des Parteiprogramms, unserem Sittlichkeitsgefühl zuwider. Daher werden wir bei der Betrachtung des ganzen Problems stets davon auszugehen haben, daß uns als Nationalsozialisten nicht die eine oder andere Lehre in ihrer Substanz zu interessieren hat, sondern lediglich die Frage, ob und inwieweit sie dem Grundsatz unseres politischen Weltbildes, daß Religion Privatsache sei, entspricht.

Der neue Staat hat in zwei fundamentalen Sätzen seine Stellung zur religiösen Frage eindeutig festgelegt. Einmal garantiert der Artikel 24 unseres Parteiprogramms: „die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat, soweit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- und Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen." Ausdrücklich wird also das uns eingeborene, artgemäße und rassisch bedingte Gefühl zum letzten Maßstab der religiösen Entscheidung gemacht.

Wie dies aufzufassen ist, hat der nationalsozialistische Staat selbst in der sogenannten Gewissensfreiheitsverfügung klar zum Ausdruck gebracht: „Glauben ist eines jeden eigenste Angelegenheit, die er nur vor seinem eigenen Gewissen zu verantworten hat." Daraus geht hervor:

Der nationalsozialistische Staat enthält sich jeder Einmischung in das wirklich Religiöse, solange sich dessen Vertreter nicht auf das Gebiet des Politischen begeben.

Der wahre Sinn dieses Verhaltens ist die Erkenntnis, daß nur auf diese Weise erreicht werden kann, daß gleichmäßig jeder katholische oder evangelische Christ oder auch jeder Anhänger einer anderen religiösen Anschauung innerhalb der Partei und innerhalb Deutschlands seines Glaubens leben kann, wenn er nur aus Überzeugung und eigener Erkenntnis dafür einsteht.

Das soll nun aber nicht etwa heißen, daß diese hohe Freiheit von weltanschaulich Andersdenkenden böswillig negativ ausgelegt werden darf.

Der Reichsführer SS. hat dies mit überzeugender Eindeutigkeit zum Ausdruck gebracht, indem er in einer die Aufgaben der Schutzstaffel umreißenden Rede sagte:

„Wir verbitten uns aber, deswegen, weil wir uns als Gemeinschaft nicht für diese oder jene Konfession, nicht für irgendein Dogma festlegen, irgendwie in der Luft hängen. Die Bekenntniskirchen haben nicht ganz unrecht mit der Feststellung, daß aus diesen Kreisen keine religiöse Erweckung und Erneuerung zu erwarten sein dürfte, denn die Negation ist kein geeigneter Baugrund für neue Ideen. Vielmehr kann ein wirklich neues religiöses Erlebnis immer nur von einem positiven Gestaltungswillen ausgehen, der den Versuch macht, einen neuen Glaubensinhalt zu schaffen.

Dies aber kann naturgemäß nur das Werk eines einzelnen sein, — eines Menschen, der das Zeug zum Reformator oder Propheten in sich haben muß, ohne daß es freilich nötig ist, daß er sich als solcher gebärdet.

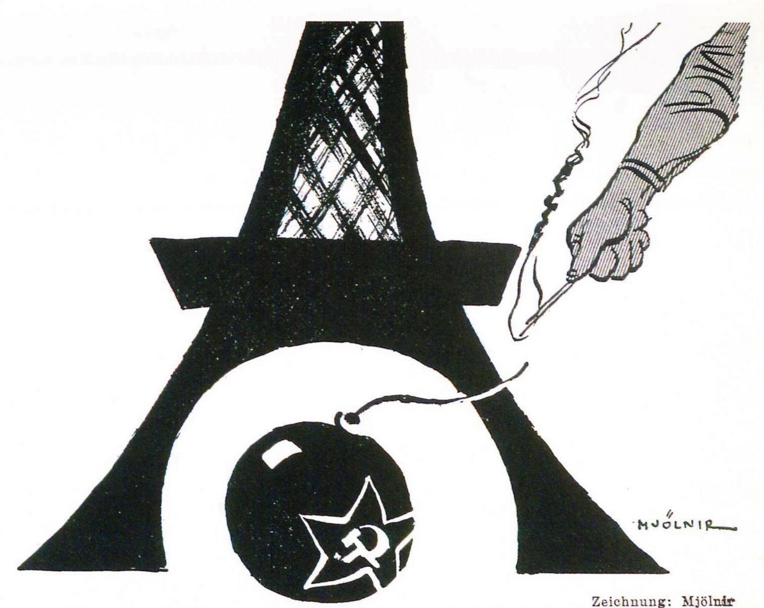
Von diesem Standpunkt aus gewinnt die augenblickliche Situation, in der sich die „Deutsche Glaubensbewegung" befindet, für uns besonderes Interesse.

Bekanntlich haben vor einigen Tagen Prof. Hauer und Graf Reventlow deren Leitung niedergelegt, und daraufhin wurde der befremdliche Beschluß gefaßt, fortan nicht wie bisher unter selbstverantwortlichen Führern, sondern unter einem „Vorstand" weiter zu existieren. Damit entsteht die Gefahr, daß die „Deutsche Glaubensbewegung" in die Formen eines Vereins hinübergleitet, und das erscheint uns aus den eben dargelegten Gründen ebenso abwegig wie gefährlich.

Hinzu kommt noch, daß die neuerdings verstärkt antikirchliche Einstellung des Bundes und seine jetzige Werbeweise mit seiner eigentlichen Aufgabe, die in der Erweckung religiöser Gefühle liegt, nicht vereinbar scheint.

Eine große Anzahl Personen, die in letzter Zeit der „Glaubensbewegung" beitraten, setzen sich mit Schärfe für diese veränderte Zielsetzung ein, und dies eben ist es, was Hauer und Reventlow nicht mitmachen wollten, weil es mit dem ursprünglichen Hauptziel der Glaubensbewegung nichts zu tun hat.

Als man sie gründete, ging man von dem Wunsch aus, durch eine organisatorische Zusammenfassung einer möglichst großen Zahl ähnlich Denkender eine weltanschauliche Macht bilden zu können. Aus diesem Grunde beschränkte man sich vor reichlich zwei Jahren darauf, die vielen kleinen und kleinsten sektiererischen Bünde, die in irgendeiner Form „arische" Religiosität zu pflegen vorgaben, unter einer Spitzenorganisation zu vereinen. Das Ganze sollte also ursprünglich dazu dienen, neben die drei christlichen Bekenntniskirchen und die vier anerkannten christlichen Sekten eine „heidnische" Religionsgemeinschaft zu stellen. Was deren Mitgliedern ermöglichen



Zeichnung: Mjölnir

Wie leicht kann das ins Auge geh'n — Monsieur!

sollte, im öffentlichen Leben die bisherige Benachteiligung, die ihnen aus ihrem „Heidentum" erwuchs, zu überwinden.

Dieser Grundgedanke war an sich zweifellos gut und richtig. Auch wir sehen nicht ein, warum diejenigen deutschen Menschen, die aus weltanschaulichen Gründen durchaus nichts mit dem Christentum zu tun haben wollen, vor allem, weil sie es ablehnen, die ihnen artfremd erscheinenden Teile der christlichen Moral als Sittengesetz vorgeschrieben zu bekommen, sich nicht irgendwie in Form einer öffentlich-rechtlichen Gemeinschaft organisieren sollten.

Dies wäre an sich schon aus dem Grunde wünschenswert, weil wahrscheinlich nur auf diese Weise die für die Betreffenden selbst und ihre Familien dringend notwendige rechtliche Gleichstellung wird erreicht werden können.

Außerdem spielt das Bedürfnis der Betreffenden eine Rolle, hinsichtlich äußerer Formen nicht auf die Dauer benachteiligt zu sein. Noch heute ist es unangenehm, auf amtlichen Formularen die für die Angabe des Glaubens bestimmte Spalte mit einem Strich ausfüllen zu müssen, weil eine solche Bezeichnung den Eindruck hervorruft, als wolle der sich auf diese Weise als Dissident bezeichnende nur eine Negation zum Ausdruck bringen. Außerdem kommt der Betreffende in den Geruch, ein Atheist oder materialistischer Monist zu sein, was er doch am allerwenigsten will.

Aus diesen Gründen glauben auch wir, daß es auf die Dauer all denjenigen unserer Volksgenossen die mit Treue und Überzeugung an dem unserer Rasse eingeborenen Sittengesetz hängen, nicht wird zugemutet werden dürfen, daß ihre kleinen Kinder jeder sogenannten feierlichen Aufnahme in die menschliche Gemeinschaft, ihre Ehen jeder öffentlichen Weihe und schließlich ihre Begräbnisse jeder rituellen Form entbehren müssen. Aber wir wissen auch, daß sich eine neue Form, wenn sie nicht zu einer Lächerlichkeit werden soll, nur langsam und organisch aus dem noch heute vorhandenen echten und

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Preis 15 Pf. zuzüglich ortsübliches Bestellgeld
Ausland m. ermäß. Porto 25 Pf., übriges Ausland 35 Pf.

Berlin, 7. Mai 1936
19. Folge 2. Jahrgang

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung SS

Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88, Fernspr. A 1 Jäger 0022, Postscheckkonto Berlin 4454. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut auflieg. Preisliste.



Bezugspreise. Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf., durch Streifb. für Deutschland u. Österreich monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übrig. Ausland RM 1,95.— In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen.

Parteibuch ist kein Versorgungsschein

Immer wohl ist der beste Teil der Jugend unseres Volkes von dem leidenschaftlichen, glühenden Willen erfüllt gewesen, das zukünftige Schicksal der Nation reiner und besser zu gestalten als die Gegenwart. Immer hat diese Jugend nach Gemeinschaften gestrebt, in denen sie den Kampf für dieses Ziel aufnehmen konnte. Nie aber ist das Glühende und die Leidenschaft einer Jugend so auf ein klares, lebensnahes Ziel ausgerichtet worden, wie es durch die Kampfgemeinschaft des Nationalsozialismus geschah.

Nie ist eine Jugend so zur Härte vor sich selbst und den kritischen Augen des Gegners gezwungen gewesen, nie ist ihre Leidenschaft und ihr Zukunftsglaube in eine so harte, klar umrissene Bahn gefügt worden, wie durch die Kampfzeit der Bewegung.

Keine geschichtlichen Vergleiche

Wer auf die Fahne Adolf Hitlers schwor, ließ alles das hinter sich, dem er vorher mit seinem Sein und seinem Wollen gehört hatte. Familie und Beruf, die eigene, persönliche Zukunft, traten hinter den Dienst für den Führer zurück. So wuchs eine Gemeinschaft des Kampfes heran, die in der Art und der Härte ihrer charakterlichen Auslese mit keiner der früheren Gemeinschaften kämpferischer deutscher Jugend zu vergleichen war.

Wer diese Jahre des Kampfes durchstand, der hatte eine Bewährungsprobe hinter sich, wie sie besser nicht sein konnte. Es gibt keine Bewegung, keinen geschichtlichen Vorgang, der in einer auch nur vergleichsweise so kurzen Zeit die Kraft gehabt hätte, so Typen bildend, so Menschen formend und auslesend zu wirken Das preußische Offizierkorps und die großen geistigen Orden der Geschichte haben durch Generationen hindurch tasten und formen müssen, bis sie zu einer wirklich gefestigten Gemeinschaft wurden. Die NSDAP. der Kampfzeit war eigentlich von Anbeginn eine verschworene Gemeinschaft, die durch die Härte des Kampfes nur noch gefestigter wurde und in der jedes neu hinzukommende Glied eingefügt, eingeschmolzen wurde, gleichgültig, woher der einzelne kam. Wer sich aber nicht einfügte, der wurde wieder ausgeschieden durch den Kampf und die innere Auslese.

In jeder Stadt, in jeder Ortsgruppe bestand eine solche Gemeinschaft, fest, hart und unzertrennlich, in der jeder die Fähigkeiten und menschlichen Schwächen, die Art und den Grad der Bewährung des anderen genau kannte. Und in dieser gegenseitigen Kenntnis lag die ganze Stärke der Gemeinschaft. Die Schwierigkeit begann erst dann, als die Bewegung sich zwangsläufig zum Volk erweiterte, als die Kämpfer aus ihrer engen Kampfgemeinschaft heraustraten, um im Staat und in seinen Organisationen eingesetzt zu werden. Wo sie also in einen Bereich traten, in dem der Nebenmann nicht nur in seinen Fähigkeiten und Schwächen nicht genauestens erprobt, sondern in dem nun auch der Gegner nicht mehr deutlich wie bisher erkennbar war, da er mit Tarnungen und sogar mit nationalsozialistischen Worten und Wendungen arbeitete.

In den zurückliegenden Jahren war alles andere gegenüber dem Kampf um die Seele des deutschen Menschen, gegenüber dem Kampf um die Macht zurückgetreten. Tag für Tag wurde durch diesen Kampf die ganze menschliche Kraft aufgerieben. Tag für Tag das gleiche unermüdliche Ringen mit dem Gegner, der gleiche Einsatz als Redner, Propagandist, SA.- und SS.-Mann.

Während so bei uns um das politische Erwachen des deutschen Volkes gerungen wurde, häuften andere Stein auf Stein zu dem Gebäude eines sauberen Fachwissens und vergaßen meist darüber die innere, seelische Ausrichtung.

Als die nationalsozialistische Bewegung die Macht erobert hatte, da saßen diese Fachleute, die politisch meist eine „objektiv" liberale oder farblose Haltung eingenommen hatten, und die durch die Jahre ihrer Macht geschulten politischen Gegner in den Staatsämtern. Und wenn sie auch meist bestrebt waren, sich dem neuen Geist, der Deutschland erobert hatte, äußerlich oder sogar innerlich anzupassen, sie mußten schon allein aus dem Trieb der Selbsterhaltung oder der Rechtfertigung ihres ganzen bisherigen Seins sich auflehnen gegen den „Neuling" oder „Nichtfachmann", der neben sie gestellt wurde und durch nationalsozialistische Arbeit ihnen gegenüber ein Übergewicht besaß.

Das alte Wort, wahr und verlogen zugleich, daß Gesinnung nicht Leistung ersetzen könne, tauchte wieder auf, obwohl jedem Einsichtigen klar war, daß erst einer wirklich bewährten Gesinnung die Leistung entwachsen kann, daß also die Gesinnung die Voraussetzung für einen verantwortungsvollen politischen Auftrag sein mußte.

Zu diesem Abwägen von Leistung und Gesinnung trat der Versuch, wenigstens versteckt, dafür aber um so gehässiger, den Vorwurf des Parteibuchbeamtentums zu erheben.

Mit dem raschen Einwachsen der Bewegung in die staatlichen Aufgaben auf allen Lebensgebieten ergab es sich von selbst, daß Nationalsozialisten auch auf Posten gestellt werden mußten, für die ihre Kraft und Befähigung nicht ausreichte.

Die Selbstkritik der Bewegung

Niemand trat mit schärferer Selbstkritik dieser Erscheinung entgegen als die Bewegung selbst, mit ihrem Grundsatz der höchsten Verantwortlichkeit jedes Amtsträgers. Die Gesinnung oder — wie es der gehässige Kritiker ausdrückt — das Parteibuch stellt nach nationalsozialistischer Auffassung keinen Anspruch auf einen bestimmten Versorgungsschein dar. Auch in der neuen, schwierigen Aufgabe, alleingestellt auf einsamen Posten, den Fallstricken eines heimlichen, oft nur persönlichen Gegners und den Gefahren eines ungewohnten Parketts ausgesetzt, bedarf es einer immer neuen, immer gleichbleibenden Bewährung. Das Leben und der Kampf setzen auch hier die Auslese mit gleicher Härte wie bisher fort.

Bei aller Schärfe des Maßstabes dieser Selbstkritik darf ein anderes Prinzip, das die Bewegung erst groß und stark gemacht hat, darüber nicht vergessen werden, die verschworene Gemeinschaft des Kämpfertums.

Wir wollen niemand, der es ehrlich meint, vorrechnen und immer wieder vorhalten, woher er gekommen ist und welchen Weg er genommen hat, um endlich zur nationalsozialistischen Bewegung zu stoßen. Niemand, der ehrlichen Herzens und klaren, offenen Willens zu uns kommt, soll aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen sein, welches auch seine Vergangenheit immer gewesen sein mag. Ein neues Volk läßt sich nur formen, wenn das Vergangene überwunden und vergessen wird. Das muß vorausgesagt werden.

Aber immer wieder ist bei solchen Menschen, die erst spät zur Bewegung gekommen sind und trotzdem an verantwortlichen oder einflußreichen Posten stehen, die Tendenz festzustellen, Vergangenes zu rechtfertigen, Vergangenes aus anderen Motiven als der Herstellung einer wirklichen Volksgemeinschaft mit dem Mantel des Vergessens zuzudecken.

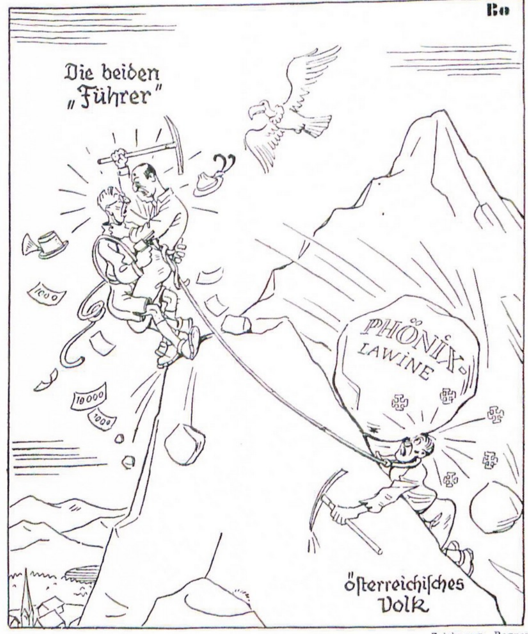
Es ließe sich an manchem Beispiel erhärten, wie hier immer noch gewisse Zusammenhänge und Beziehungen aus der alten, überwundenen Zeit eine Rolle spielen und auch gegen alte Nationalsozialisten eingesetzt werden. Das Korpsband ist dabei nicht ohne Bedeutung. Die gleiche Schärfe, mit der man heute bei uns Kritik am Versagen irgendeines Parteigenossen übt, ist mindestens auch da angebracht, besonders wo hier die wichtigste Grundlage, die lange Bewährung in der Gesinnung, fehlt.

Man muß ihnen Zeit lassen!

Weit zahlreicher aber als diejenigen Fälle, in denen ein alter Nationalsozialist sich der neuen Aufgabe nicht recht gewachsen zeigt, sind die, wo es noch nicht gelungen ist, alte Nationalsozialisten an die Posten zu stellen, an die sie im Interesse der Durchdringung unseres gesamten Lebens mit der Weltanschauung des Führers ihrer Befähigung und ihrer charakterlichen und weltanschaulichen Bewährung nach hingehören.

Man muß ihnen nur eine gewisse Zeit lassen, sich die notwendigen technischen und verwaltungsmäßigen Erfahrungen anzueignen und sachliches Wissen, das sie im Interesse des Kampfes der Bewegung einst vernachlässigen mußten, zu erweitern. (Wir kennen beispielsweise ein Ministerium, das diesen Weg mutig und mit vollem Erfolg gegangen ist!)

Jene verschworene Gemeinschaft der Kämpfer, die uns einst groß gemacht hat, gilt es zu bewahren und die Jugend, die aus der Bewegung heraus jetzt nachwächst in die Verantwortung, und in der wir unsere Saat aufgehen sehen, einzureihen in diese große und treue Kameradschaft der Kämpfer Adolf Hitlers.



„Drama in den Bergen"

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Preis 15 Pf. zuzüglich ortsüblichen Bestellgeld
Ausland m. ermäß. Porto 25 Pf. übriges Ausland 35 Pf.

Berlin, 28. Mai 1936
22. Folge 2. Jahrgang

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung SS

Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88, Fernspr. A 1 Jäger 0022. Postscheckkonto Berlin 4454. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut auflieg. Preisliste.



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf., durch Streifb. für Deutschland u. Österreich monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übrig. Ausland RM 1,05.– In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen.

Volksgenossen zweiter Klasse?

Die Zustände im Deutschland des wilhelminischen Zeitalters, der Zusammenbruch 1918, die tiefe Zerrissenheit unseres Volkes in den Nachkriegsjahren, alles dies ist nur möglich gewesen, weil das deutsche Volk in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Grunde unpolitisch war.

Nach der Anschauung der damals führenden Schicht war Politik eine Angelegenheit, die den „einfachen Mann aus dem Volke" — diesen Begriff so weit und umfassend, wie nur möglich gedacht — einfach nichts anging. Die ganze Erziehung war darauf gerichtet, den deutschen Menschen unpolitisch zu halten, ihn zu einem sogenannten „guten Staatsbürger und Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft" zu machen. Jeder, dem dieses „Ideal" nicht zusagte, der in ihm schon den Keim der Zersetzung und des Zerfalls sah, der es wagte, eine eigene Meinung zu haben, war von vornherein als „Staatsfeind" und „Sozialdemokrat" abgestempelt, auch wenn er mit dem Marxismus nicht das geringste zu tun hatte. Diese Einstellung des Staates hat manchen anständigen Deutschen einfach zwangsläufig in die Arme des Marxismus getrieben.

Die Politisierung des Deutschen

Eine so gewaltige Katastrophe wie der Weltkrieg und der Zusammenbruch des mächtigen Kaiserreiches mußte die Politisierung des Deutschen herbeiführen. In jener ungeheuren politischen Erregtheit der Jahre nach dem Kriege, in diesem Aufeinanderstoßen der politischen Leidenschaften, das um so schärfer war, als alle bisherigen Grundbegriffe des Lebens immer mehr ins Schwanken gerieten, in der Unzahl von Meinungen, Programmen und Anschauungen ist aber keineswegs das erste Anzeichen des Erwachens eines politischen Willens im deutschen Volk zu sehen. Im Gegenteil, diese Vorgänge waren nichts anderes als der letzte erschütternde Beweis, daß ein im Grunde unpolitisches Volk in restlose Verwirrung geraten war.

Die wirkliche Politisierung des deutschen Lebenswillens fand ihren Ausdruck in der jungen, sich langsam formenden nationalsozialistischen Bewegung und nicht in dem Wirrwarr des Deutschlands der demokratischen Parteien. Hier wurde das politische Erlebnis, das der Frontsoldat aus den Schlachtfeldern und Gräben des großen Krieges heimbrachte, Form. Hier fanden sich Frontgeneration und Jugend zu einer wirklich politischen Kampfformation.

Jene Männer, die mit unerhörter Zähigkeit und Glaubenskraft dem unbekannten Soldaten des großen Krieges, Adolf Hitler, Gefolgschaft geleistet haben, von den ersten schweren Jahren an, schufen das große Werk: den einheitlich ausgerichteten politischen Willen einer ganzen Nation.

Es ist selbstverständlich, daß jene falsche Einstellung des wilhelminischen Deutschlands, das alle deutschen Menschen, die um einen gesunden Sozialismus rangen, in die Arme des Marxismus trieb, nun nach dem Weltkrieg viele anständige Deutsche hinderte, den Weg zum Nationalsozialismus zu finden.

Wir alten Nationalsozialisten wissen aus der Kampfzeit genau, welche wertvollen Kräfte und welcher wirklich gesunde Wille in der damals marxistisch verseuchten Arbeiterschaft oft zu finden waren. Gerade weil wir das wußten, haben wir mit solcher Leidenschaft um diese Menschen gerungen. Nicht der Bürger war das Ziel unseres Kampfes, sondern die deutschen Arbeiter, und gerade daß sie so schwer zu erobern waren, machte sie, einmal ganz gewonnen, so wertvoll als Mitkämpfer in unseren Reihen.

Gesinnung allein entscheidet

Das Jahr 1933 hat uns Deutschen zum ersten Male das gewaltige Erlebnis einer wirklich sozialistischen Gemeinschaft der Deutschen gebracht. Gerade als der erste Tag der nationalen Arbeit das gewaltige Bekenntnis zum Sozialismus und zum Arbeiter brachte, gerade als die ersten großen sozialistischen Maßnahmen des Dritten Reiches durchgeführt wurden, war es nur noch möglich, innerlich, aber nicht mehr äußerlich durch einen Parteibeitritt zur nationalsozialistischen Bewegung zu stoßen.

Der Nationalsozialist hat noch nie einen Menschen allein danach bewertet, ob er das Mitgliedsbuch der NSDAP. besitzt oder nicht. Die Gesinnung und das Bekenntnis zu Adolf Hitler kann jederzeit und in jeder Lebenssituation ihren Ausdruck finden. Und gerade dieses Bekenntnis im täglichen Lebenskampf ist viel echter und wichtiger als nur der Besitz einer Mitgliedskarte allein.

Das Jahr 1932 brachte der nationalsozialistischen Bewegung einen gewaltigen Zustrom aus bisher bürgerlichen Kreisen. Der damalige Reichskanzler von Papen hob beispielsweise das Verbot für Beamte, der NSDAP. anzugehören, auf. Und nun kamen sie gelaufen, Echte und Unechte, man kann dafür keine Schablone finden. Es war ja kein persönliches Risiko mehr damit verbunden, Nationalsozialist zu sein, es sei denn, man kämpfte in SA. und SS. gegen Rotmord auf der Straße mit. Davor hütete sich aber die Mehrzahl dieser Neulinge, und als die „große Krisis", der „Rückschlag" zu Zeiten Schleichers kam da verließen manche nachdenklich wieder die Reihen, denen sie sich eben so begeistert angeschlossen hatten.

Der Revolutionsgewinnler

Es gibt einen bestimmten Menschenschlag, der sich bemühte, nach der Machtübernahme einen neuen Typ zu schaffen: den Revolutionsgewinnler. Sie waren in jedem Augenblick da. Sie meldeten sich, wenn irgendwo ein Posten zu besetzen war. Sie waren gerade noch 1932/33 in die Partei gekommen und waren bestrebt, aus ihrer Parteikarte Kapital zu schlagen. Nur eines war ihnen unangenehm, als Winkel und Ärmelstreifen eingeführt wurden, als das goldene Ehrenzeichen der NSDAP. geschaffen wurde. Wozu eine solche Unterscheidung? Das schaffe doch nur Gegensätze in der Bewegung. Aber dieser Mißmut wurde bald überwunden. Väterlich klopften sie wieder dem alten Kämpfer auf die Schulter und hielten den Ärger darüber, daß es solche Menschen gab, verborgen. Sie achteten nur darauf, daß in ihren Arbeitskreis möglichst keiner dieser Verdächtigen geholt wurde. Dort waren sie ihnen unangenehm.

Das Wort „gleichschalten" war für diese Typen das geeignete Schlagwort. Wer im März 1933 seinen Nationalsozialismus entdeckt hatte, war bereits im April in der Lage, große Unternehmungen, Behörden usw., natürlich gegen entsprechende Bezahlung, mit dem neugewonnenen Geist zu erfüllen. Was dabei herauskommt, kann man sich denken und mußte man leider oft erleben. Aber zuletzt entlarvten sie sich doch, denn die späte Mitgliedskarte ist kein Ersatz für Gesinnung.

Und ein Zweites verstehen diese Herrschaften. Wie der alte Nationalsozialist heimlich ein Greuel für sie ist, so nehmen sie öffentlich ärgerlichen Anstoß an jedem Nichtparteigenossen. Sie möchten jedem, der die Mitgliedskarte nicht besitzt, zum Volksgenossen zweiter Klasse stempeln, zu einem verabscheuungswürdigen Individuum, und gar wenn der Ärmste irgendwie vielleicht einmal sogar Marxist war.

Sie unterziehen sich dabei erst gar nicht der Mühe, festzustellen, ob das Opfer ihres Unwillens irgendwo als unbekannter Helfer des Luftschutzes, der Arbeitsfront oder der NSV. zwar still und bescheiden, aber weit besser als sie selbst, seine Pflicht als Nationalsozialist auch ohne Mitgliedskarte tut.

Solche Klassenunterschiede, die diese Herren möchten, haben im nationalsozialistischen Deutschland keinen Platz. Gewertet wird nicht nach äußeren Bindungen, sondern danach, ob der einzelne sich in seinem täglichen Tun und Schaffen als Nationalsozialist erweist.

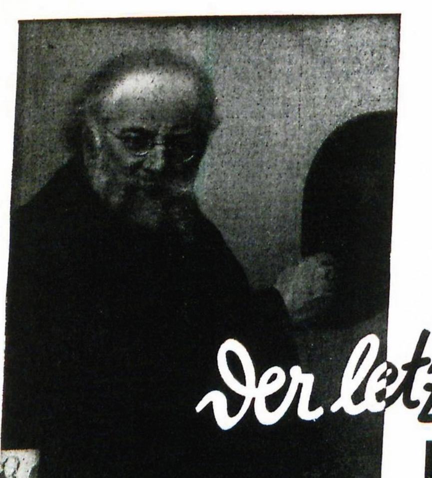
Abgeblitzt!



Zeichnung: Bogner

„– In österreichische Angelegenheiten, hat er g'sagt, kann er sich net eini mischen! –"

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie



Aufnahmen: Ebert

Der große Professor onorario stellt sich hiermit vor. So 'n Bart!

Diese Kunstwerke
sind nur nach nebenstehenden Photographien
ohne Sitzung gemalt.

Der letzte Pinselritter

In der Passage Unter den Linden, die sich wie ein Schneckengehäuse auf die Friedrichstraße hinauswindet, haust ein Einsiedlerkrebs der Geschmacklosigkeit, den weder die tosenden Wogen des Weltkrieges noch schießende Spartakisten aus seiner Beschaulichkeit scheuchen konnten. Nach wie vor malt er Potentaten und solche, die es waren. Mögen die Sturmwellen der Revolutionen zu allem entschlossene Leute an seinem Schaufenster vorbeigejagt haben, kraftlos entsanken Steine und andere Wurfgeschosse rohen Händen, denn was sie hier sahen, entwaffnete und machte die Menschen betrübt und jeglicher Lebensfreude bar.

Über üppigen Brüsten, reich mit diamantenen Broschen geschmückt, lächelten picksüße Gesichter mit pfirsichbeflaumten Wangen, Augen voll Güte und warmschimmerndem Glanz, und damit sie das blitzende Diadem aus seltenen Steinen nicht niederdrückte, stützten sie sich mit gar viel Anmut auf die Lehne eines Plüschsessels, der in den Farben zu der gerafften Bordüre feinsinnig abgestimmt war, eine Landschaft verdeckend, durch die ein furchtloser Ritter sprengte.

Dann wieder Männer mit achtunggebietenden Bärten und ordenstrotzenden Schlüsselbeinen, kühn, energisch – und doch auch wieder ein milder, verständnisvoller Zug um die Lippen soweit dies der wallende Fußsack erraten ließ.

Und erst die Kinder! Sie lauschen den Vögelein im Walde und haben große Strohhüte auf den Locken und die Sonne geht unter



Solch süßlichen Kitsch malt der Ritter PP.

Gemalte
PORTRAITS
in Aquarell
von 25 M. an
in Pastell
von 50 M. an.
Lebensgrosses Brustbild
in Ölmalerei
von 100 M. an.

Eine Preistafel wie im Delikateßwarengeschäft

mit goldenen Aureolen, mit den letzten Strahlen noch einen Torso küssend, der in jeden griechischen Hain gehört, mag man ihn auch der Dekoration halber in eine fremde Landschaft gestellt haben.

Arthur Fischer heißt er. Arthur Fischer, Ritter PP, Porträtist verschiedener Fürstenhöfe. Daher all die Lieblichkeit und Milde, an der der Untertan erkennen sollte, daß gottbegnadete Wesen ihm durch die Spiegelscheiben huldreich zunicken!

Gegen diesen Kitsch ist der wildeste Bilderstürmer machtlos. Beim Anblick dieser „Gemälde“ verlöscht selbst einem Herostrat die Fackel in der Faust. Wer könnte auch im edlen Zorn über die aus Zucker gespritzten Amouretten und Genien mit einem Hammer herfallen, um dieses Werk eines kunstsinnigen Konditors zu zerschmettern? Der Hohn der Öffentlichen Meinung würde ihn töten.

An die tausend solcher Bilder hat Arthur Fischer mit dem ebenso phantasiebegabten Titel eines Professor onorario zu verkaufen, die er auf Wunsch auch nach verblaßten Lichtbildern anfertigt, den Hintergrund mit Engeln und Makartsträußen zierend. Ein Schnellmaler, der ein Anrecht darauf hat, bei den I. G. Farben auf seinen Engrosbedarf an leuchtendem Marineblau, Lavendel, Rapunzel und Zinnober einen Extrarabatt zu bekommen.

Und sie haben sich nicht dagegen gestemmt, die angestammten Fürstenhöfe, haben sich jene Huld auf Leinen anstreichen lassen, von der sie in den Eschstruthromanen gelesen, und noch Orden dafür verliehen, die ebenfalls hinter dem Schaufenster blinken. Kreuze and Medaillen, ebenso exotisch und unwirklich, operettenhaft, wie alles im Laden.

Draußen Unter den Linden, putzen sich die Häuser zum Empfang der Olympiagäste und die ganze Hauptstadt tut ihr möglichstes, um den fremden Besuchern ein freundliches Gesicht zu zeigen. Sogar neue Linden wurden angepflanzt, nur in der Passage, in dieses Schneckenhaus, kommt nicht der samtweiche Scheuerbesen einer Kommission zur Bekämpfung des Kitsches und der hanebüchenen Materialverschwendung.

Heb dich hinweg, Arthur Fischer, gewaltiger Pinselquäler, mit deinen Prinzessinnen und Ferichten und anderen Wesen, so großmütig wie du sie alle in deinem Leben gekleckst und räche dich nicht für unsere Zeilen, indem du uns mit einer Sonderausstellung das Herz brichst!





Diese Massenproduktion an Hand „verblichener Photographien“ trägt sicher nicht dazu bei, den sicherlich zu den Olympischen Spielen zu Tausenden in Berlin weilenden Ausländern einen umfassenden Begriff von deutscher Kunstauffassung zu geben.

 Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie



Die Vertreibung aus dem vatikanischen Paradies

Unser Waldl hatte einen prachtvollen Traum. Der Schutzengel war an seinem Bett erschienen und bat ihn um die Adresse eines guten, jedoch nicht zu teuren Schneiders. Es sei nämlich an die himmlischen Heerscharen eine neue Uniformierungsvorschrift ergangen, die es weiterhin unmöglich machen soll, daß sich verschiedene erdgebundene Geister hämische Bemerkungen über ihre Blößen erlauben, die gerade zeitweilig im Vatikan zum allgemeinen Befremden als anstößig empfunden würden.

Waldl gab dem Engel eine unbezahlte Rechnung auf der die Anschrift eines Schneiders vorgedruckt war. Sein Beschützer dankte, legte ihm eine Zeitung auf den Tisch und verschwand mit 40 Brems-PS und Synchronfederung auf einer lichten Wolke.

Nachdem unser Zeichner bei seinem Frühstück, bestehend aus einem sauren Hering und zwei Gläsern kohlesäurehaltigem Sprudel, über die Geister des „Löwenbräu" meditierte, die seinem Traum jenen plastischen, ja greifbaren Schwung verliehen hatten, fiel sein Blick auf das Nachtkästchen, und richtig: dort lag eine Zeitung, ein Exemplar der Londoner „T i m e s". Rote Ausrufungszeichen umschwirrten einen Artikel, und drunter in flüchtiger Schrift:

„Ist das nichts für ‚Das Schwarze Korps'? Mit himmlischem Gruß.

I. A. (gez.) **Schutzengel."**

„Pst, Herr Maler", sagte da plötzlich die Eva, „können Sie mir nicht ein moderneres Kostüm malen? Ich fürchte nämlich, daß ich in diesem Aufzuge den Adam nicht mehr zum Sündenfall bewegen kann"



Hoffentlich glaubt man nicht, sich bei den obszönen vatikanischen Putten mit Dreiecks-Badehosen begnügen zu können, sonst erscheint wohlmöglich in der Sixtinischen Kapelle der selige Bracht!

Die „Times" brachte eine Notiz, daß man sich im Vatikan einen Maler verschrieben habe, der die prachtvollen Gemälde von Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle mit Schleiern und unauffälligen Hosen so bekleiden solle, daß sie bei den Gläubigen ob ihrer Nacktheit keinen Anstoß mehr erregen können. An der Glaubwürdigkeit dieser Nachricht zweifeln, hieße „das bestinformierte Blatt der Welt" in seinem Ansehen schädigen. Und so stellen auch wir uns in den Dienst der guten Sache und warten mit einem reichhaltigen Lager vor Trikotagen, Sockenhaltern und gezwickelten Hosen auf, nachdem jene, in die Papst Paul IV. die Gestalten des Letzten Gerichts und anderer Wandgemälde durch den Maler Ricciarelli stecken ließ, nicht den Zentrumsvorschriften, die einst der Minister B r a c h t seligen Angedenkens erlassen hatte, nicht mehr der katholischen und daher gesitteteren Welt entsprechen sollen.

Möglich, daß man über unsere kläglichen Versuche, in Modedingen den Ton angeben zu wollen, milde lächelt; uns kann jedoch niemand den guten Willen absprechen. Die Entwürfe sind in billiger Ausführung aus einfachem Material, jedoch werden sie auf Wunsch auch mit Rüschen und Bistraspitzen garniert und in beliebigen Dessins geliefert.



Trau, schau, wem! Mit Dementis ist das eine heikle Sache, meint Waldl, besonders, wenn sie so vorsichtig abgefaßt sind, wie das des „Osservatore Romano". Deshalb soll sich der gute Adam lieber beizeiten beraten lassen. Hoffentlich gefällt ihm unser Vorschlag.



Zeichnung: Waldl

Die arme Potiphar

Nein, diese Hitze! Ein halbes Jahrhundert war ich nackend, nun kommt dieser Trottel von einem Maler und zieht mir statt einem Feigenblatt n' Pelzmantel an!

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Preis 15 Pf. zuzüglich ortsübliches Bestellgeld
Ausland m. ermäß. Porto 25 Pf., übriges Ausland 35 Pf.

Berlin, 25. Juni 1936
26. Folge 2. Jahrgang

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFEL DER NSDAP

Organ der Reichsführung SS

Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. Fernspr. A 1 Jäger 0022. Postscheckkonto Berlin 4454. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut auflieg. Preisliste.

Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf., durch Streifb. für Deutschland u. Österreich monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übrig. Ausland RM. 1,05.— In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen.

Wir berichten aus Holland:
Etwas peinlich, Herr Kardinal (Seite 6)
Franziskanische Miniaturen (Seite 10)

Konfektionierter Nationalsozialismus?

Das Wort von der Totalität der Bewegung ist kein politisches Schlagwort. Es drückt in anderer Form **das** aus, was wir unter der weltanschaulichen Revolution des Nationalsozialismus verstehen. Diese erfaßt alle Sphären unseres Volkslebens. Jedes Einzelgebiet des deutschen Schaffens und Wollens wird von dem neuen nationalsozialistischen Kraftfeld der Nation bestimmt und erhält von dort seine endgültige Prägung.

... lismus scheint man jedoch nicht immer begreifen zu wollen.

Auf einzelnen Teilgebieten ist eine direkte **Jagd nach dem Experiment** festzustellen. Es gibt hier Menschen, die mit ungeheuerlicher, beinahe erschreckender Geschäftigkeit in den deutschen Landen auftauchen und die keine Befriedigung zu finden scheinen, wenn sie nicht vierzehntägig mindestens **ein** neues Patent entdecken, Patente, die sinnlos sind, an-

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Wenn wir nun versuchen, die Stellung dieser ausschließlich deutschen seelischen Neugestaltung innerhalb des Völkerlebens zu | gesichts der grundlegenden Arbeiten von dazu berufener Seite.



Zeichnung: Waldl

Der Schatten eines Biedermannes ...

gestaltung innerhalb des Völkerlebens zu **bestimmen**, so **werden wir immer wieder zu der** eindeutigen Erklärung kommen, daß der Nationalsozialismus seine Wurzeln nur aus deutschem Gedankengut und deutscher Charakterhaltung holt, und daß somit jede Benutzung eines ausländischen Vorbildes nicht etwa nur ein politischer Irrtum ist, sondern ein Verbrechen an dem innersten Wesen unserer Bewegung überhaupt.

Man wird vielleicht sagen, daß eine derartige Gefahr ausgeschlossen erscheint, weil die Probleme, die dem deutschen Menschen gestellt sind, eben nur auf deutschem Boden erwachsen können und nur für deutsche Verhältnisse zutreffen. Das ist nur bedingt richtig. Es bestimmt gerade die ungeheure Größe der nationalsozialistischen Aufgaben, daß diese Bewegung nicht nur zu rein deutschen Fragen Stellung nehmen muß, sondern daß das neue Deutschland sich auch mit Erscheinungen auseinanderzusetzen hat, die in ähnlicher Form alle Völker der Erde bewegen. Alle die Fragen, die mit dem riesigen Anwachsen der Bevölkerungen zusammenhängen und die also das Problem „Massen und Formung" bedeuten, bewegen ebenso wie Deutschland andere Völker.

Es ist aber nun ganz klar, daß auch diese Fragen auf deutschem Boden nur mit deutschen Mitteln gelöst werden können. Daß es auch für sie kein internationales Vorbild geben kann. Zudem aber sind die „Lösungen", die uns hier das Ausland präsentieren kann, ihrerseits nichts mehr als vorläufige Versuche.

Diese Überlegung zeigt noch ein weiteres: Daß die nationalsozialistische Bewegung in vielen Einzelfragen des weltanschaulichen Umbruchs sich auf den unverdorbenen Instinkt des deutschen Menschen verlassen und zurückgreifen kann auf Wesensformen und Ursprünge, die in früheren Jahrhunderten der deutschen Geschichte lebendig waren.

Da die Bewegung aber überall da, wo sie zu spezifischen Erscheinungen der modernen Zivilisationsentwicklung gestaltend Stellung nehmen muß, kein Vorbild hat, muß sie um so vorsichtiger und so verantwortungsbewußter die neuen Wege beschreiten.

Dieses auf sich Selbstgestelltsein und diese unendliche Verantwortung des Nationalsozia-

Wenn sich diese Methode nur mit Fragen von nebengeordneter Bedeutung beschäftigt, dann mag die Experimentiererei als Ausdruck einer oft recht wertvollen Vitalität hingehen.

Wo aber auf keinen Fall Experimente gemacht werden dürfen, weil sie sonst die Zukunft der Bewegung insgesamt bedrohen, das ist das Gebiet der Schulung.

Wenn wir Nationalsozialisten uns ganz nüchtern über diesen wichtigen Aufgabenkreis heute Rechenschaft abgeben, werden wir zu eindeutigen Feststellungen kommen:

Zunächst einmal fehlen oft die geeigneten Lehrer in entsprechender Zahl für den Riesenapparat, den die Schulung der Bewegung schon heute darstellt.

Die Ursachen dieser Erscheinung sind klar. So, wie unsere Partei als kämpfende Bewegung sich durchsetzte, so hatte sie keine Zeit, die großen Grundlinien ihrer Weltanschauung, — **ein für allemal und endgültig festgelegt, im Buche des Führers,** — für den schulungsmäßigen Gebrauch — „für jede Altersstufe" — zu kommentieren und auszuarbeiten.

Diese geistige Arbeit, der Aufbau eines nationalsozialistischen Ideensystems, wenn man will auch einer nationalsozialistischen Philosophie, muß erst noch geleistet werden. Für die Schulungskräfte der Bewegung aber ergibt sich da durch die Tatsache, daß sie einen großen Teil dessen, was sie im einzelnen schulen, zuerst aus sich selbst heraus erarbeiten müssen. Es ist klar, daß nur ein Teil der Schulenden zu dieser selbstschöpferischen Arbeit befähigt sein kann.

Die zweite Feststellung ist die, daß die Prinzipien der richtigen Auslese und damit der Führerbildung sich erst langsam herausbilden müssen. Auch hier werden heute andere Maßstäbe mitzusprechen haben, als in jenen Jahren, wo sich die Auslese aus unseren Reihen durch den direkten kämpferischen Einsatz ergeben konnte.

Es ist also festzustellen — und dies ehrlich auszusprechen ist notwendig — daß gerade auf dem Gebiet der Schulung noch ein großer Teil zu tun übrig ist, und nur Einzelheiten heute schon endgültige Formen erhalten haben.

Um so größer wird die Verantwortung derer die auf diesem Gebiet die nächsten Schritte machen. Um so verantwortungsvoller muß hier weitergeschritten werden. Mit um so sichererem inneren deutschen Instinkt muß das uns Wesensfremde auf diesem Gebiet ausgeschieden werden und müssen die Ansätze jener Versuche und Ideen vorsichtig gepflegt werden, die dem Wesen der nationalsozialistischen Weltanschauung entsprechen. Man wird vielleicht dazu kommen, die wertvollen und fruchtbaren Erfahrungen aus den Schulungsapparaten der Einzelgliederungen einmal als Grundlage eines einheitlichen Systems zu nehmen.

Wenig aber ist für die Sicherung der Zukunft unserer Bewegung getan, wenn man glaubt, das Problem der Massenschulung und Massenerziehung und der Auslese aus der Masse einfach damit zu lösen, daß man allein statt zehn Deutsche vielleicht tausend zusammenfaßt und statt 14 Tage nun einfach längere Zeit schulen läßt. Und wenig ist damit gewonnen, wenn man glaubt, den „Stein des Weisen" bei der Auslese gefunden zu haben, wenn man einfach allein die „Auslese" schon in den Kinderjahren beginnen läßt und nun darangeht, alle paar Jahre die ausgelesenen theoretischen Musterexemplare wieder auszusondern, um am Schluß — ha, welch einfache Sache! — die Besten, Prächtigsten, Tüchtigsten und Gescheitesten gefunden zu haben. Eine derartige Methode **mag vielleicht bei gewissen** Experimenten richtig sein — lebendige Menschen sind aber keine mathematischen Probleme.

Der Führer sagt nicht umsonst immer wieder, daß die Menschenführung die größte und schwerste Kunst ist. Die Menschenschulung gehört ebenso zu dieser schwersten Aufgabe! Sie soll nämlich aus einem gestaltlosen anonymen Haufen von Menschen Charaktere prägen, nicht Nummern.

Sie soll Menschen einer sozialistischen Gemeinschaft schaffen, aber nicht kollektivistische Grenzenlosigkeiten. Sie soll mit Achtung und Verantwortung jede gute Anlage jedes deutschen Menschen pflegen, um sie zum Wohl des Ganzen am richtigen Platz einzusetzen. Die Schulung wird damit einmal in den künftigen Jahren zum Angelpunkt des ganzen nationalsozialistischen Führerstaates überhaupt werden.

Wer glauben wollte, allein mit einem Vorschriftenschema diese große Frage unseres Daseins meistern zu können, arbeitet wie der Konfektionär, der für seine Kunden eben eine Anzahl fertiger Nummern von der Stange zur Auswahl holt. „Garantiert tadelloser Sitz!"

Solche Konfektion aber hätte nichts mit Nationalsozialismus zu tun, geschweige denn mit Auslese und Führerformung. So geht es nicht. Und kann es nicht gehen, weil damit die Grundlagen unseres Wesens mit Methoden bedroht wären, die ihr Anwendungsgebiet in fremden Gefilden finden!

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie



Bauherr, Baumeister und Gendarmeriebeamter, der hier als Baupolizei auftritt, scheinen sich gut zu verstehen



„Wenn ich euch Schlingel noch einmal mit den Rädern hier auf der Wiese am Kanal treffe, dann werdet ihr die Karre los." Halb ernst, halb scherzend ist es gesagt, doch die Jungens verstehen, wie es gemeint ist

Das Auge des Gesetzes



Sie sind gute Freunde, der Wachtmeister und sein Schäferhund. In vielen Fällen ist der Herr auf die Hilfe des klugen Tieres angewiesen

Die Landgendarmerie steht fast überall mit der bäuerlichen Bevölkerung auf dem besten Fuß. Selbst durch Haus und Garten mit dem Land verbunden, sind zwischen dem Gendarmen und seinem engeren und weiteren Nachbarn mancherlei Beziehungen geknüpft. Durch die Kenntnis des Landlebens hat er für die Erfordernisse seines Berufes die richtige Grundlage.

Der Städter weiß gar nicht, wie mannigfach die Aufgaben für den Landgendarm sind, dem neben der Gewährung von Ruhe und Sicherheit die verschiedenartigsten Aufgaben übertragen wurden. Das gute Einvernehmen mit seinem Bezirk zeugt dafür, daß er jeweilig den richtigen Ton trifft, den das Volk versteht und dem es gerne Folge leistet. Ganz ohne Aufsicht geht es nun einmal nicht. Das sieht jeder Vernünftige ein, und deshalb sind im allgemeinen die Landgendarmen auch bei jung und alt beliebt.

Auf den Gebieten der Jagd und Fischerei hat die Polizei auf dem Lande besondere Befugnisse. Jagdinhaber und Gendarm verständigen sich über den Grenzzaun hinweg — Bild oben links: „Achtung, Verkehrskontrolle!" Die Landgendarmerie übt vielfach in Verbindung mit dem NSKK. diesen wichtigen Dienst auf den Landstraßen aus — Bild unten: Wenn sie auch nicht so schnell fahren wie die Autos, so ist es doch sehr wichtig, daß auch die ländlichen Fuhrwerke in bezug auf die Verkehrsvorschriften in Ordnung sind



Aber auch die Arbeit nach dem täglichen Dienst im Polizeirevier ist anstrengend und erfordert viele Einzelkenntnisse



Aufnahmen: Presse-Photo

Auch in der Molkerei des Dorfes versieht der Beamte den Aufsichtsdienst



Bild links: Der Wanderbursche mit dem zunftgerechten „Ziegenhainer" läßt sich die genaue Untersuchung gerne gefallen. Er hat offenbar nichts Böses auf dem Kerbholz und sieht die Notwendigkeit der Untersuchung ein

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Franziskanische Miniaturen



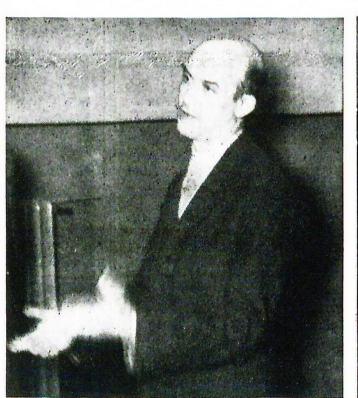
Franziskanerniederlassung Ebernach bei Cochem. In dem großen Flügel rechts sind geistig Minderwertige und Geisteskranke untergebracht, die den Gelüsten ihrer „Krankenwärter" wehrlos ausgeliefert waren und zum Teil betrunken gemacht wurden, um in ihnen den letzten Widerstand zu brechen



Schnappschuß aus dem Gerichtssaal in Koblenz, wo unter Ausschluß der Öffentlichkeit sich ein Sittlichkeitsskandal abrollt, wie er in den Annalen der Gerichte einzigartig dasteht. Vorn der Bevollmächtigte des Bischofs von Trier, der aufmerksam den Ablauf der Verhandlung verfolgt und über die Begebenheiten seinem Bischof zu berichten hat, die diesem ohnehin hinlänglich bekannt sein dürften



Vor der Tür zum Gerichtssaal, die täglich umlagert ist. Trotzdem es von großer Wichtigkeit wäre, der breitesten Öffentlichkeit die Möglichkeit zu geben, sich von den unglaublichen Zuständen bei den Franziskanern zu überzeugen, verbietet es der Anstand, selbst erwachsenen Personen einen Einblick in den Abgrund solcher Entartung zu gestatten



Bruder Linus, den unsere Schriftleitung mit Vertretern der ausländischen Presse im Gefängnis besuchte. Mit beispiellosem Zynismus wies er darauf hin, daß ihn die „Oberen" zu opfern versucht hätten, um die Sittlichkeitsverbrechen in ihrem ganzen Umfange zu decken. Er gibt, ohne mit der Wimper zu zucken, die von ihm begangenen Verbrechen zu und bemerkt nebenbei, daß mit den nun bekanntgewordenen Zuständen noch lange nicht alle Verfehlungen seiner ehemaligen Mitbrüder aufgedeckt seien.



Zeuge und Angeklagter in „Zivil." Fast alle haben den gleichen Habitus, sprechen mit demutsvoller Stimme und begleiten ihre Reden mit sanften Bewegungen, die eindeutig ihre verkommene Veranlagung verraten



Pater Leovigil, geweihter Priester, in dem sich nach den Worten des Vorsitzenden ein Höchstmaß an sittlicher Verkommenheit verkörpert. Er mißbrauchte Aspiranten, Jungen im Alter von 14 bis 17 Jahren, die sich dem Ordensleben zu weihen beabsichtigten, unter dem Vorwand, ihnen die Beichte abnehmen zu wollen, in seiner Zelle

Aufnahmen: Dr. Weskamp

Ein katholischer Orden sitzt auf der Anklagebank, nachdem sich die kirchlichen Gerichtsbarkeiten als zu schwach erwiesen haben, diese Pestbeule auszuschneiden, die in zwanzig Franziskanerniederlassungen in Deutschland wucherte und ganze Landstriche zu verseuchen drohte.

Nach der Inhaltsangabe der Anklageschrift muß die Öffentlichkeit den Saal verlassen. Auf die Einzelheiten wird nur in Gegenwart der Pressevertreter sowie etwa 30 Besuchern eingegangen, die vom Vorsitzenden eine schriftliche Erlaubnis haben.

Sehr, sehr wichtig, daß hinter den Pressepulten einige Vertreter ausländischer Zeitungen sitzen, damit sie sich selbst überzeugen können, daß es sich bei den Verhandlungen gegen die Franziskaner nicht um einen Vernichtungsschlag handelt, den der Nationalsozialismus gegen die römisch-katholische Kirche zu führen beabsichtigt, sondern daß es sich bei den begangenen Verbrechen um solche handelt, die das ganze Volk bedrohen und weit über die Grenzen einer internen Klosterangelegenheit hinausgehen.

Einige der Auslandsvertreter haben unter dem gewonnenen Eindruck spontan erklärt, daß sie mit völlig falschen Vorstellungen nach Koblenz gekommen wären und anerkannten, wenn auch etwas beklommen, daß sie an der vornehmen Art der Behandlung der Einzelfälle durch den Vorsitzenden auch nicht das geringste auszusetzen hätten, im Gegenteil, von der taktvollen Sachlichkeit des Gerichtes gefangen genommen sind.

Einige von ihnen allerdings haben Koblenz wieder verlassen, da sie die Unmöglichkeit sehen, Berichte an ihre Zeitungen zu liefern, wie sie von diesen erwartet werden . . .

Leidenschaftslos hängen die Fragen des Vorsitzenden in der Luft; die Angeklagten und die Zeugen, die ebenso in Bälde auf der Anklagebank sitzen werden, sie alle antworten mit dem gleichen Tonfall, reumütig, jedoch ohne eine Spur von Schamgefühl. Die haarsträubendsten Verbrechen bekennen sie mit einer Ruhe, als ob es sich um nichts anderes handle, als zu bekennen, tags vorher ein Glas Wein über den Durst getrunken zu haben.

Nicht nur an den ihnen anvertrauten Jugendlichen und Geisteskranken haben sie sich vergangen, das Laster grassierte unter den Patres selbst. Nicht, daß sich hier und da zwei „verwandte Seelen" gefunden hätten, von den Dutzenden Franziskanerbrüdern, die sich vor dem Gericht zu verantworten haben, standen alle einem, und der eine allen anderen zur Verfügung. Trotz der Ordensregel, keinen der Ordensmitglieder in der Zelle besuchen zu dürfen, war es gang und gebe, sich gegenseitig Besuche abzustatten, bei denen es zu den widerlichsten Szenen kam.

Ein katholischer Orden sitzt vor Gericht und nicht die einzelnen, die sich zu verantworten haben. Die Leiter der Franziskanerniederlassungen haben wissentlich den ganzen Sumpf geduldet und nichts für eine Säuberung getan.

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Wir melden aus Koblenz:

Etwas peinlich, Herr Kardinal

Ein Mühlstein ist in Koblenz ins Rollen gekommen, unbarmherzig alles vor sich zermalmend, was sich ihm in den Weg zu stellen versucht, alle mit in den Abgrund reißend, die ihn mit frevelnder Hand halten wollten.

Es ist jener Mühlstein, von dem schon in der Bibel die Rede ist, und den man uns in jenen Kreisen mit frommem Augenaufschlag an den Hals gewünscht hat, um mit ihm nun versenkt zu werden dort, wo das Meer am tiefsten ist.

Er ist jenen nun selbst zur unerträglichen Last geworden, die ihn mit verzweifelten Anstrengungen von sich abzuschütteln versuchen; doch der Prozeß gegen die Mitglieder des gebenedeiten Franziskanerordens in Koblenz wickelt sich unaufhaltsam ab.

Wir haben, wie angekündigt, einen Teil unserer Schriftleitung in die alte Stadt entsandt, um uns an Ort und Stelle von den Begebenheiten und Vorkommnissen zu unterrichten; die dort gewonnenen Eindrücke übertreffen an Grauen und Erbärmlichkeit die wildesten Fieberträume eines entarteten Gehirns.

Was sich in den Klöstern der Franziskaner zugetragen hat in den letzten Jahren, überschreitet die Grenzen der Glaubwürdigkeit, würde man nicht von den Lippen der Brüder selbst vernehmen, was sich unter ihnen abspielte. Figuren stehen vor dem Gerichte mit Begriffen von Moral und Sittlichkeit, die dem Empfinden jedes normalen Menschen hohnsprechen und deren Aussagen wörtlich wiederzugeben nichts anderes hieße, als den Zuhörer in einen Tümpel giftigen Schlammes zu stoßen.

Jeder einzelne von ihnen ist ein Verbrecher von erschreckendem Format, der etwa nicht aus einer Not auf Abwege geriet, sondern mit Vorbedacht seine Vorzugsstellung im Ordensgewande dazu mißbrauchte, zügellos seine gemeinsten Instinkte auszutoben, und sie bis zur Erschöpfung, wo immer sich nur die Gelegenheit bot, auszunutzen.

Von den Vorgängen im Mutterhaus bei Waldbreitbach und in einigen Filialen des Ordens haben wir uns an Ort und Stelle überzeugt und aus dem Munde der Franziskaner selbst vernommen, die heute vor der weltlichen Gerichtsbarkeit für ihre widernatürlichen Verbrechen zur Rechenschaft gezogen werden, nachgesprochen wurden, **scheinen sich in furchtbarster Weise zu bestätigen: in den Jahren der Arbeitslosigkeit haben sich offenbar nur aus dem Bedürfnis um wirtschaftliche Sicherstellung Elemente in den Stand der Laienbrüder eingeschlichen, die in keinem Sinne die Voraussetzungen für klösterliches Leben und Wirken mitbrachten.“**

Als Sündenbock jagt man schweren Herzens nur den geweihten Priester und Pater Leovigil in die Wüste, der allerdings ein skrupelloser Wüstling von tollstem Format ist. Sonst aber versucht man systematisch eine Trennungslinie zwischen den Verbrechern und jenen zu ziehen, die nichts mit ihnen gemein hätten — (um der Wahrheit die Ehre zu geben: es gab sogar solche) — letztere als die wirklichen Ordensbrüder hinzustellen, nacheifernswert in ihren Bestrebungen, die ersteren als Sendlinge der gottlosen Welt, die sich vorsätzlich in die heilige und weltabgewandte, nur dem Gebete und der Nächstenliebe lebende Gemeinschaft eingeschlichen zu haben, gesandt vom Teufel, um die Brüder vom heiligen Franziskus in ruchlosen Verdacht zu bringen.

Zwei Tage später folgte auch schon die Berichtigung:

„... In unserem Kommentar zur Prozeßverhandlung am Mittwoch war weiter davon die Rede, daß sich in den Jahren der Erwerbslosigkeit aus dem Bedürfnis der wirtschaftlichen Sicherstellung Arbeitslose in den Stand der Brüder eingeschlichen hätten, die dann zu Verbrechern geworden wären. Daraus konnte irrtümlich der Schluß gezogen werden, als ob diese Kreise die Verführer gewesen seien; **tatsächlich liegen die Dinge umgekehrt: viele der Angeklagten sind bereits vor 1900 dem Orden beigetreten, und in der Folge die Verführer der Jugendlichen geworden.“**

Wir haben es uns nicht verdrießen lassen, sind nach den verschiedenen Niederlassungen der Franziskaner gefahren und haben unter der Bevölkerung herumgehört, was eigentlich jene Paters nun sagen, die nicht eingesperrt sind.

Natürlich empfinden sie es als Schmach und Schande, daß gerade bei ihnen derartiges passieren mußte, aber — Gott sei's geklagt — derartige Elemente, von denen sie sich mit Abscheu wenden, gäbe es nun einmal überall. Und daß die vereinzelten Fälle übertrieben dargestellt wären, davon könne sich doch jedermann selbst überzeugen! Stünde nicht in den Zeitungen und hauptsächlich in der bösen nationalsozialistischen Presse, daß 276 Franziskanerbrüder angeklagt wären? Und da wendet wohl der oder jener Pater das Haupt und blickt nach der Niederlassung im Wald an den Hängen der Mosel oder im Wiedbachtale, damit bedeutend, daß sie doch nur — mit den Novizen! — 40 oder 50 Franziskaner seien und man von diesen schwerlich 276 auf die Anklagebank setzen kann.

was sich in dem, für die Öffentlichkeit geschlossenen, Verhandlungssaale zugetragen hat.

Jedenfalls wohnt dem Prozeß doch immer ein Beauftragter des Bischofs von Trier bei, der gewissenhaft zu berichterstatten hat. Seine Meldungen dürften aber doch eigentlich dem Erzbischof genügt haben, so daß nicht diese „Art der Berichterstattung“ durch die deutsche Presse für „die Jugend eine Gefahr“ bedeutet, sondern diese Gefahr latent weiterbestehen wird, solange Eltern ihre 14jährigen Kinder als Aspiranten in den Orden schicken, wo sie, wie Koblenz beweist, in der schamlosesten Weise zu widernatürlichen Verbrechen von seiten erheblich älterer Profeßbrüder mißbraucht wurden.

Schutz der Jugend

Es muß in Zukunft verhindert werden, daß ahnungslose Eltern in ihrer tiefen Frömmigkeit ihren liebsten Sohn einer lüsternen Horde ausliefert, unter der auch die „schuldlos betroffenen Mitglieder der betroffenen Ordensgenossenschaft“ sich zu schwach erwiesen haben, um die ihnen anvertrauten Jugendlichen gegen die vertierten Paters zu schützen, die sie nächtens in ihre Zellen schleppten und unter Anwendung von Alkohol ihren Wünschen gefügig machten.

Es sind Fälle bekannt, bei denen Mitglieder der Ordensgemeinschaft der Franziskaner nicht davor zurückschreckten, kranke Kinder zu besuchen und sich an ihnen zu vergehen. Einer brachte es sogar fertig, dieses in Gegenwart des erblindeten Vaters zu tun. Es ist ein weiteres Ereignis bekannt, bei dem ein solcher Verbrecher im geweihten Rock sich an einem Zögling in einer derart widrigen Weise verging, daß das arme Opfer vor Ekel an Gelbsucht erkrankte!

Wagen Sie, Kardinal Schulte und Erzbischof von Köln, angesichts dieser ungeheuren Tatsachen ohne Ende, noch immer zu behaupten, daß die Art der Berichterstattung eine Gefahr für die Jugend bedeutet, oder ist es nicht vielmehr die heiligste Pflicht der Presse, durch Aufklärung

An die „Geliebten Diözesanen!“

Und der einfache, gläubige Weinbauer ... er kann sich dieses Argumentes nicht entziehen und nickt, wenn auch etwas mißtrauisch.

Ja, sie wollen die Sittlichkeitsverbrechen nicht in vollem Umfange zugeben und nutzen die Einfalt der gläubigen Bauern und ihrer Frauen aus. Kein Wort sagen sie davon, daß wir in Deutschland allein zwanzig Niederlassungen der Franziskaner haben, kein Wort, daß nicht nur in Waldbreitbach, in Ebernach, Kreuznach, Linz usw. die gleichen Zustände herrschten und alle Angeklagten zusammen die ansehnliche Zahl von nisse, durch die Gott schwer beleidigt, den Mitmenschen schmerzliches Ärgernis gegeben, die Ordenssatzungen mißachtet und unserer heiligen Kirche eine bittere Schmach angetan wurde.“

Ebenso erschüttert müssen wir den Erzbischof von Köln schon darauf aufmerksam machen, daß ihm diese „schmerzlichen Ärgernisse“ ebenso rechtzeitig bekannt sein mußten, wie seinen bischöflichen Kollegen in Trier, gegen die beide nicht zeitig genug eingeschritten sind. Daran ändert auch nichts der wehmutsvollste Schmerz, der aus folgenden Zeilen weht:

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

dem die kirchlichen Richter nach jeder Richtung hin versagt haben, ja auch leider beim besten Willen nicht der Eindruck zu gewinnen ist, daß sie auch nur eine Geste gemacht hätten, um diese Seuchenherde verkommener Bestialität auszurotten.

Klägliche Verdrehungskünste

Und nun, nun beginnen sie mit frommem Augenaufschlag und bitteren Falten um die Mundwinkel davon zu erzählen, daß sie wegen einiger Menschen, die sich in den Orden eingeschlichen haben, vor der Öffentlichkeit diffamiert werden sollen, und der Nationalsozialismus in den bedauerlichen Einzelfällen eine willkommene Gelegenheit sehe, eine um die Menschheit verdiente, selbstlose Institution, zu diffamieren, die ja nichts anderes kenne, als ihrer lieben Mitmenschen Leid tragen zu helfen, und die nur ihrem Drange nach innerlicher und gottgefälliger Vollendung folgend, das Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit abgelegt hätten.

Unter den niederschmetternden Tatsachen, die in dem Prozeß bekannt werden, entsetzte sich aber noch lange nicht das sittliche Gewissen der katholischen Institutionen, und weit davon entfernt ist man, diese Brutstätten hemmungsloser Pervertierung zu säubern von diesen Verbrechern im geweihten Rock. Im Gegenteil.

Die Gegenaktion ist bereits flott im Gange, und man muß nur staunen über die an Finten und Paraden reiche Geistesgegenwart, die nachgewiesenen Verbrechen von dem Franziskanerorden abzuwälzen und aus der Verteidigung heraus in die Offensive überzugehen.

Allen voran die „Koblenzer Volkszeitung", die sich am 27. Mai, anläßlich des Prozeßbeginns gegen die Ordensgenossen der Franziskaner, nicht entblödete, auf der ersten Seite einen Kommentar zu bringen, der die Institution der Bettelmönche als ein Opfer unlauterer Elemente hinzustellen versucht, die sich eingeschlichen hätten!

„. . . Die Befürchtungen, die in weiten katholischen Kreisen schon vor vielen Jahren aus-

Es geht auf Tour
mit forschem Schritt-
Knorrox
Bouillon nimmt jeder mit!
4 Tassen = 10 Pfennig
Knorrox Bouillon-Paste

276 Franziskanern ergaben, gegen die heute die deutsche Gerichtsbarkeit vorzugehen gezwungen ist.

Gewiß, einige von ihnen sind bereits aus den Orden ausgetreten, andere wieder haben sich durch die Flucht ins Ausland der strafenden Gerechtigkeit entzogen und fristen ihr Dasein in den Auslandsniederlassungen der Franziskaner, gegen diesen oder jenen wurde das Verfahren eingestellt, zwar nicht aus Mangel an Beweisen, sondern weil die Fälle als verjährt galten, was noch lange nicht besagt, sie hätten nicht stattgefunden.

Bewußt wird heute von rührigen Paters ein Teil der Bevölkerung belogen und wissentlich irregeführt, denn soweit geht der scheinbare Ekel vor den Verkommenen nun wieder nicht, als daß man sich nicht schützend vor sie stellte.

Den gleichen Zweck verfolgt ein salbungsvoll gehaltener Hirtenbrief des Erzbischofs von Köln, Kardinal Schulte, der am letzten Sonntag weihevoll von den Kanzeln der Kirchen verlesen wurde und der einen Appell an die „Geliebten Diözesanen!" richtet, diese „Prüfung Gottes" mit der dem Katholiken ziemenden Würde hinzunehmen und die Abscheu durch eifriges Gebet in eine Tugend zu verwandeln. Durch dieses Konglomerat an gesalbten Bibelsprüchen funkelt die Absicht, den Gläubigen eindeutig zu verstehen geben, daß der Nationalsozialismus die „Entgleisungen" als willkommenen Anlaß betrachtet, einen Feldzug gegen die einzig allein seligmachende Kirche zu eröffnen.

„. . . In den festgestellten Fehltritten sehen wir Katholiken mit tiefem Schmerze Vorkomm-

„. . . Wir empfinden aber diese Schmach nicht mit den Gefühlen des Hasses und der Schadenfreude, wie sie bei manchen Menschen in Wort und Schrift (!) heute offenbar werden. Wir empfinden sie mit dem Schmerze eines treuen Kindes, dessen makelloser, geliebter und verehrungswürdiger Mutter von verirrten Söhnen großes Leid angetan wurde."

Wir kennen das Gleichnis vom Unkraut, das „der Feind mitten in den Weizen säte", und wir stellen fest, daß sich kein Bischof und keine Oberen gefunden hatten, rechtzeitig das Unkraut zu jäten und auch die Institution in Rom tatenlos zusah, wie der „Weizen" immer weniger wurde und die Disteln immer üppiger wucherten.

„. . . So sehr wir also die vorgekommenen schweren Vergehungen bedauern und aufs entschiedenste verurteilen, so können wir es doch nicht billigen, daß nun in den Zeitungen immer wieder mit kaum verhüllter Deutlichkeit Straftaten berichtet werden, die zu jenen Sünden gehören, die, wie der hl. Paulus sagt, unter uns ‚nicht einmal genannt werden sollen' (Eph. 5, 3)."

Bei aller Achtung, die auch wir einem Bischof entgegenbringen, solange er Kirchenfürst im edelsten Sinne des Wortes bleibt, glauben wir, ohne uns einer Häresie schuldig zu machen, dem Kardinal Schulte entgegenhalten zu dürfen, daß dies eine pharisäerhafte Phrase ist, wenn sie bewußt in dem Hirtenbrief niedergelegt wurde. Gerade in diesem Falle hat die deutsche Presse, auf den vollen Umfang dieses Seuchenherdes einzugehen, der zu einer Bedrohung der ganzen Volksgemeinschaft wurde, eine Zurückhaltung auferlegt, die weit über ihre Aufgabe hinausgeht.

Scheinheilige Erklärungen

Und diese Zurückhaltung, sie entspringt über einseitige Bedenken auf einem Sauberkeitsgefühl, der ...n ...gung jene Worte zu gebrauchen, die in den Franziskanerklöstern zur Umgangssprache geworden, die man dort geprägt zu haben scheint, um komplizierte Vorgänge tierischster Verkommenheit, kurz und bündig beim Namen zu nennen.

Sie wurden von den verschiedensten Ordensangehörigen, aus welcher Niederlassung man sie au...geholt haben mag, verwendet, so daß man f...lich annehmen muß, sie gehörten zum geläufigen Sprachschatz der Franziskaner. Und wir in erster Linie sind es, die sich den ... des hl. Paulus zu eigen gemacht haben, indem wir diese ekelerregenden Widernatürlichkeiten nicht einmal nennen.

Möge man an diesem schüchternen Hinweis erkennen, was sich hinter den geweihten Mauern in Wirklichkeit zugetragen hat, wenn bereits die zarteste Andeutung genügen muß, um einem bestimmt das Abendbrot zu verleiden.

„. . . Wir bedauern schmerzlich die Art der Berichterstattung, insofern sie für die Jugend eine Gefahr, für alle anständigen Menschen ein Ärgernis, für alle schuldlosen Mitglieder der betr...ffenen Ordensgenossenschaften eine ungerechte Ehrenkränkung enthält und eine Ausnahme bildet von der sonst üblichen Behandlung ähnlicher Prozesse, bei der in der Regel die Zugehörigkeit der Beschuldigten zu bestimmten Gemeinschaften nicht bekanntgegeben wird."

Diese „schmerzliche" Rüge allerdings nehmen wir hin mit leisem Lächeln und vielsagender Delikatesse. Es dürfte doch bereits selbst dem Erzbischof von Köln zu Ohren gekommen sein, und an Hand unbestreitbarer Tatsachen darauf hinzuwirken, ein für allemal zu unterbinden, 14jährige Kinder, von denen man überhaupt nicht weiß, ob sie sich später in diesem „Berufe" glücklich fühlen, einen solchen folgenschweren Schritt gehen zu lassen, wie es der Eintritt in eine katholische Ordensgemeinschaft ist.

Geradezu rührend ist der Versuch in dem Hirtenbrief, dem Staate aus durchsichtigen Motiven der „Propaganda", die Aufrollung des Prozesses in die Schuhe zu schieben.

„. . . Der zuständige Bischof, der in dem immer stärker werdenden Kampf gegen Christentum (!) und Kirche (!!) ein gerüttelt Maß an Arbeit, Opfer und Verantwortung mit den übrigen deutschen Bischöfen zu tragen hat, ist im besonderen Auftrage des Hl. Vaters schon seit Monaten mit einer eingehenden Visitation der in Betracht kommenden Ordenshäuser beschäftigt. Er wird in dieser Arbeit unterstützt von ausgezeichneten und kenntnisreichen Ordenspriestern."

Bis jetzt haben weder die ausgezeichneten und kenntnisreichen Ordenspriester nach unserem Wissen etwas zur Säuberung in ihren Reihen beigetragen, noch die Herren Bischöfe, die sich leider nicht mit der nötigen Hingabe dieser Arbeit unterziehen können, nachdem sie mit dem „immer stärker werdenden Kampf gegen Christentum und Kirche" zu stark beschäftigt sind. Auf gut deutsch, sie haben sich mit dem nationalsozialistischen „Neuheidentum" zu befassen und lassen das „kleinere Übel" auf sich beruhen, dem sie nun scheinbar im Auftrage des Heiligen Vaters endlich zu Leibe gehen wollen.

Nun dürfte der Heilige Vater über die Verhältnisse in den Franziskanerniederlassungen hinreichend unterrichtet sein, sintemalen sich gerade in seinem engsten Kreise heute dienende Brüder aus Waldbreitbach befinden, und unter denen einer ist, der vor den Gerichten floh und selbst unter seinesgleichen noch durch die von ihm verübten Verbrechen besonders auffiel.

Sollte von diesem „Verbindungsmann" zum „Heiligen Stuhl" der Erzbischof von Köln keine Kenntnis haben, so verweisen wir ihn auf unsere noch folgenden Veröffentlichungen, um ihm bei der Arbeit der Säuberung des Augiasstalles behilflich zu sein, bei der allerdings zu befürchten ist, daß kein Stein auf dem anderen bleibt, wenn sie gründlich durchgeführt wird!

(In dieser und den nächsten Folgen berichten wir noch im einzelnen über den Koblenzer Prozeß.)

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Der „Heilige" mit dem weiblichen Becken

Auf dem Constantinplatz in Trier drehen sich die Leute um. Ein Herr, an dessen Zeigefinger eine Taschenuhr baumelt, stelzt über den Asphalt. Von Zeit zu Zeit bleibt er verzückt stehen, zieht einen Bogen Papier heraus und macht ein Kreuz. Und um ganz sicher zu gehen, daß das Kreuz auf dem richtigen Fleck ein-

erhielten die Herren aus Frankreich vorerst keine Erlaubnis, und so fuhren sie wieder ab. —

Ungefähr ein Jahr später kam ein Brief an den Oberbürgermeister von Trier, und zwar vom Bischof Märmettin von St. Dié, in dem es unter anderem hieß:

„Im Jahre 1793 starb zu Trier der lothringische Priester J. M. Moyé, der jahrelang als Missionar in China gewesen ist. In Lothringen hatte er eine Kongregation gegründet, deren beide Zweige (für Deutschland und Französisch-Lothringen) . . . sich mit der Erziehung von Kindern befaßten. Auch widmete er sich in Trier den königstreuen Emigranten, die damals die Stadt füllten. Sein Heiligkeitscharakter steht so hoch, daß der Seligsprechungsprozeß von der kirchlichen Behörde in Rom eingeleitet wurde. Unser innigster Wunsch ist, die Gebeine dieses heiligen Mannes in unserem Lande zu besitzen. Nach einer Überlieferung befindet sich sein Grab auf dem Constantinplatz, und wir glauben, die Stelle kürzlich genau festgelegt zu haben. Wir wären Ihnen, Herr Oberbürgermeister, sehr zu Dank verpflichtet, wenn Sie uns die Erlaubnis erteilen wollten, an der bezeichneten Stelle des Constantinplatzes Ausgrabungen durchzuführen."

Nachdem in Trier bereits öfters Ausgrabungen vorgenommen

nes an, die seine sterblichen Reste deckte. Nichts von einer Bleiplatte, doch etwas Ähnliches, wenn auch sehr Profanes wurde gefunden: Ein Kanalanschluß aus Blei, ein neuzeitliches Bleirohr, wie sie in allen Städten Verwendung finden, die in Senkgruben gesundheitsgefährdende Krankheitsherde sehen.

Nun gehört zu den Trierer Naturwissenschaftlern, die sich mit dem Problem der Wünschelrute befassen, der bekannte Rutengänger Pater Tharsitius von Helenhof bei Zemmer, der ebenfalls die Stelle mit der Rute abgegangen ist und keinen Ausschlag feststellen konnte. Becker wollte daher wissen, nach welcher Methode der Pater arbeite. Dieser war sehr zurückhaltend, wie überhaupt der Trierer Klerus, worauf der Professor rundheraus erklärte: „Bruder gut für Wasser, aber er noch nicht haben gearbeitet in Gebeine!"

Der französische Gelehrte sollte recht behalten!

Auf dem aufgelassenen Friedhof, in dem ebenfalls gebuddelt wurde, fanden sich tatsächlich Knochen! Als der erste erhaltene Schädel zum Vorschein kam, stürzte sich Rouselle auf ihn, streichelte den Fund und betete sofort einige Litaneien für den so schnell entdeckten J. M. Moyé. Als man ihn auf ein Loch in der Seite des Schädels aufmerksam machte, das von einem Schuß herrühren mochte und es daher der Kopf eines Selbstmörders sein konnte, warf ihn der Geistliche entsetzt weg. Fast hätte man einen Heiligen ohne Kopf gehabt, wäre der Professor nicht herbeigesprungen mit geschwungener Uhr. „Das ist Jean Martin Moyé!" rief er aus und schob den Schädel gleich in ein bereit gehaltenes Köfferchen, alles an Knochen zusammenpackend, was herumlag, und das waren genug, um drei Heilige draus zu rekonstruieren.

Nun wurden die Knochen im Landesmuseum photographiert und durch einen Mediziner be-

lich die Bescheinigung der Zollbehörde, gegen die Ausfuhr der Knochen des Jean Martin Moyé sei nichts einzuwenden, das einzige „Dokument" darstellt, aus dem Wundergläubige entnehmen sollen, daß es sich um die Gebeine des guten alten Heiligen handelt.

So werden Reliquien gemacht. Sie sind jedoch nicht die einzigen des sonderbaren Heiligen mit den vier Schulterblättern, schon während der Ausgrabungen in Trier wurden einige solche an umherstehende Neugierige verteilt. **Unter anderem . . . Stroh aus dem Strohsack des J. M. Moyé, das sich auf wunderbare Weise so frisch erhalten hatte, daß Laien auf den ersten Blick glaubten, man habe es erst eine halbe Stunde vorher aus einem Strohfuder gezogen . . .**

Doch mag es sein, wie es will, Hauptsache ist: die Nonnen können nun wieder der Nachtruhe pflegen und sind im Besitz diverser Schienbeine und Unterkiefer, nebst einer reichhaltigen




Zeichnungen: Bogner

Laienhafter Rekonstruktionsversuch mit dem angeblichen Tierknochen Nr. 19 *(nach Dr. Neuheidner)*

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Vorderansicht

Hinteransicht

Rekonstruktionsversuch des sel. J. M. Moyé, nach Prof. Becker. (Der übriggebliebene Knochen (Nr. 19) ist höchstwahrscheinlich das Eisbein, welches Moyé vor seinem Tode noch gegessen haben könnte.)

gezeichnet ist, steckt er die Uhr in die Westentasche, langt aus dem Rock eine Weidenrute. Geht mit ihr auf leisen Sohlen nochmals kreuz und quer über den Constantinplatz . . . und richtig . . . sie schlägt aus. Genau an der Stelle, wo die Uhr gependelt hat. Schuljungen umkreisen den Mann auf ihren Rollern; so etwas haben sie noch nicht gesehen in Trier. Im Sommer 1934.

Der Herr mit dem siderischen Pendel war P r o f e s s o r B e c k e r aus N a n c y, der hier mit dem todernsten Gesicht abgrundtiefe Forschungen anstellte. Erdöl? Eine Wasserader? Römische Goldmünzen in Tongefäßen, gar eine Kupfermine? Verblendete Menschen, die da glauben, der Menschen höchste Güter seien Erdgas oder Gold! Der Professor rekonstruierte mit der Wünschelrute den Plan der Stadt Trier, wie sie im Jahre 1793 ausgesehen haben mag, und zwar die Situation des alten Friedhofes mit dem Lageplan der Gräber.

Ganz flüchtig war die erste Bestandaufnahme. Zur Durchführung des eigentlichen Experimentes

Armer Moyé! — Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage! —

wurden, stellte man dem Bistum St. Dié bereitwillig die Pläne zur Verfügung, um den Herren vergebliche Arbeit zu ersparen. Doch das Fleckchen, das sie ins Auge gefaßt hatten, war noch nicht umgegraben worden, und so erschien Ende Juli 1935 abermals Professor Becker aus Nancy in Trier, diesmal in Begleitung von zwei französischen Geistlichen, des Abbés L a r a c h é und des Chanoine R o u s e l l e.

Professor Becker war hoch in Form. Aus allen Himmelsrichtungen peilte er mit der siderischen Uhr und der Wünschelrute die ihm fraglich erscheinende Stelle an, und in kürzester Zeit war der Asphalt mit Kreidestrichen überzogen, die die ehemaligen Grundmauern der niedergelegten Laurentius darstellten, ebenso die genaue Anlage dreier nebeneinanderliegender Gräber, von denen er eines mit todsicherer Bestimmtheit als jenes des J. M. Moyé bezeichnete.

Diesmal konnte kein Irrtum möglich sein. Professor Becker aus Nancy hatte die chinesische Mütze des Missionars und einige Bleistücke verwendet, um seine magische Uhr ganz genau auf das Grab des heiligen Mannes einzuspielen. Dabei stellte er noch die ehemaligen Friedhofsmauern fest, und Trier war baß vor Staunen.

In diesen ganzen aufregenden Wochen hatten die Schwestern der von Moyé gegründeten Kongregation ohne Unterbrechung für die glückliche Auffindung der Knochen ihres Gründers gebetet. Sie scheinen sich bereits in einem gereizten Zustande befunden zu haben, da die beiden geistlichen Herren aus Frankreich nervös darauf drängten, endlich mit der Buddelei beginnen zu können. (Sie mußten nämlich warten, weil der zuständige Mann vom Trierer Landesmuseum, in dessen Gegenwart nur die Grabungen vorgenommen werden dürfen, auf Urlaub war.)

Das sah der eine Abbé auch ein und entschuldigte sich für sein Gedrängel: „Wissen Sie, die Schwestern sind très étroit (dabei tippte er mit dem Finger an die Stirne), die meinen, es ginge alles wie am Schnürchen."

Und so nahte auch dieser sehnsüchtig erwartete Tag. Spitzhauen fraßen sich durch den Asphalt in den Boden und altes Gemäuer kam zum Vorschein, was weiter kein Wunder ist bei einer so alten Stadt wie Trier. Nur waren es keine Friedhofsmauern, die niemals dort gestanden haben konnten, wohl aber andere. Doch dies scheint in der großzügigen Konzeption des rutengehenden Professors keine Rolle gespielt zu haben. Ihm kam es auf eine vorausbestimmte Bleiplatte mit dem Namen des heiligen Man-

stimmt. Der dürfte ein Neuheide gewesen sein, denn aus seinem Bericht entnehmen wir:

„. . . Es sind vorhanden: Vier Schulterblätter, drei rechte und ein linkes, . . . die Rippen oder Bruchstücke davon gehören nach ihrem Bau nicht demselben Brustkorb an. Das Bruchstück eines Unterkiefers gehört zu einem wesentlich kleineren Schädel. Die vier Beckenknochen gehören vier verschiedenen Becken an, eines davon i s t w e i b l i c h e r Bauart. Die Ellen sind beide links und von verschiedener Form, die Oberschenkelknochen sind verschieden lang. Die Oberschenkelbruchstücke gehören einem oder auch zwei rechten Schenkeln an. Ein Knochenstück (Nr. 19) ist k e i n M e n s c h e n k n o c h e n. Die Untersuchung der Knochen ergibt zweifelsfrei, daß sie von m e h r e r e n Skeletten herrühren."

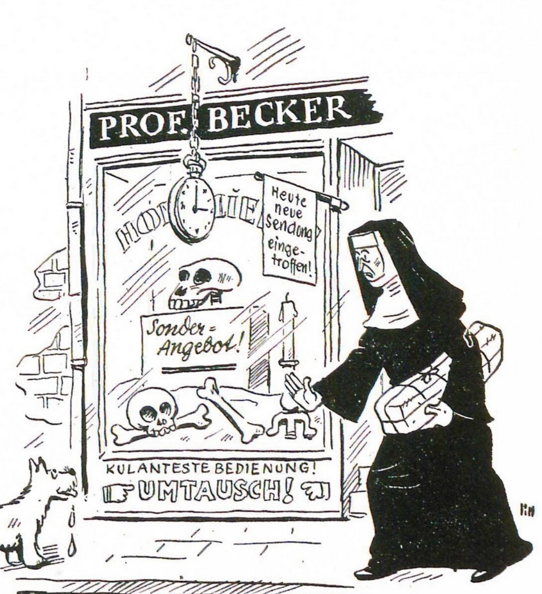
Die französischen Geistlichen, die von der Fähigkeit des Professors überzeugt waren, blinzelten sich etwas mißtrauisch zu. Hatte doch Becker jeden einzelnen Knochen mit der Wünschelrute und der Uhr als Bestandteil des gesuchten Heiligen mit größter Bestimmtheit festgestellt. Gleich vier Becken auf einmal! Und sogar ein weibliches darunter! Nicht zu reden von den drei rechten Schulterblättern und zwei kompletten Kinnladen. Aber was soll das Mißtrauen gegen den Scharlatan; die Nonnen der Kongregation beteten weiter um die Auffindung ihres Heiligen und wollten nun einmal sein Skelett. Knochen bleibt schließlich Knochen. Sie versuchten, ein amtliches Attest zu bekommen, daß es sich tatsächlich um die Gebeine des Moyé handle. Bei allem Entgegenkommen konnte sich jedoch niemand im Landesmuseum dazu entschließen, schriftlich zu bestätigen, daß der ehrwürdige Mann bei Lebzeiten auf acht „Hinterbeckenknochen" gesessen und nicht auf zwei, wie dies üblich ist. Ein Versuch, sich auf kurze Zeit in den Besitz des Dienststempels des Landesmuseums zu setzen, um das Attest in eigener Regie anzufertigen, ging daneben. So daß schließ-

Kollektion von Schulterblättern und Oberschenkelknochen. Die einfältige Landbevölkerung wird sicher nicht verfehlen, tiefgläubig in den Taschen einige Sous hervorzusuchen, um sie vor den Reliquienschreinen zu opfern und die beiden französischen Priester werden die Hände falten vor den heiligen Resten und sich im stillen schwören, nie wieder den Professor aus Nancy zu beschäftigen, wenn es gilt, nach wundersamen Überresten in der Weltgeschichte herumzugraben.

Herr Professor Becker jedoch wird bei seiner Geschäftstüchtigkeit vielleicht noch auf den Gedanken kommen, sich ganz der sakralen Anthropologie zu widmen und eine Fachzeitschrift herausgeben mit Anzeigenteil, in dem unter „Zu tauschen gesucht" zu lesen steht:

„Gut erhaltener weiblicher Beckenknochen eines garantiert wundertätigen Heiligen gegen ein gleichwertiges männliches Schulterblatt zu tauschen gesucht."

Nur auf diesem Wege ist es möglich, einigermaßen Ordnung in Reliquiensammlungen zu bringen, in denen Heilige mit acht Beinen, sieben Köpfen und 86 Rippen keinen Grund zur Beanstandung geben.



— Gsch! — Gsch! —

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Preis 15 Pf. zuzüglich ortsüblisches Bestellgeld
Ausland m. ermäß. Porto 25 Pf., übriges Ausland 35 Pf.

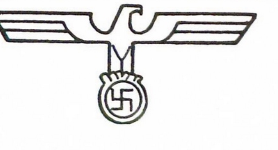
Berlin, 23. Juli 1936
30. Folge 2. Jahrgang

Das Schwarze Korps

R

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung SS

Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88, Fernspr. A 1 Jäger 0022. Postscheckkonto Berlin 4454. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut aufliegender Preisliste.



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf., durch Streifb. für Deutschland u. Österreich monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übrig. Ausland RM. 1,05.— In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen.

Wir sind ja gar nicht so!

Dies voraus, ohne über unsere Sündhaftigkeit zu weinen: wir sind alle keine Engel. Und die Erde ist, gottlob, keine Musterfarm. Jeder von uns hat seine Eigenheiten, Schwächen und Steckenpferdchen. Wie interessant und bewegt ist darum die Welt! Und wie tief bedauernswert sind jene Sauertöpfe, die diesen Tatsachen ohne Humor gegenüberstehen. Sie verstehen nicht, dem Leben die heiteren Seiten abzugewinnen, die ein gesunder Humor so köstlich vermitteln kann, und um derentwillen das Leben genau so lohnt wie darum, daß man es täglich neu in ernster Arbeit erkämpfen muß.

Galgenhumor lebendig. Oft eine Auseinandersetzung mit den letzten Lebenswerten überhaupt, hat dieser Humor doch nicht zerstörend auf die innere und äußere Disziplin gewirkt. **Er war lebendigster Ausdruck eines männlichen Kämpfertums und Überwinder vieler Härten, Tücken, Schwächen und Torheiten. Das, was man den inneren Schweinehund nennt, hat er tausendfach zu töten geholfen. Die Männer, die z. B. über die großen und kleinen Schwächen ihres Kompaniechefs witzelten, die liebten ihn und gingen für ihn durchs Feuer.** Schon der olle **Blücher**, über den die saftigsten und derbsten

Genfer Schlußgesang



Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Humorlose Menschen sind eine Strafe Gottes. Sie treten in den mannigfaltigsten Arten und Formen auf. Da sind jene, **die sich wie kleine Halbgötter vorkommen und die sich über sich selbst, ihre Schwächen, ihre** Mitmenschen und alles erhaben fühlen. Für andere traurige Gestalten, die keinen Spaß verstehen, ist das Leben ein Jammertal, eine feierliche Prozession, ein notwendiges Übel. In finsterer Selbstverspottung bemitleiden sie ihre eigene Unzulänglichkeit. Oder sie tyrannisieren ihre Umgebung als Schwätzer, Allesbesserwisser, überempfindliche Kratzbürsten und ewig Gereizte. Ihr Dasein pendelt zwischen Griesgram, Meckerei und Schadenfreude hin und her. Dienerische Schmeichelei verwechseln sie mit aufrechtem Dienen. Darum hassen sie Wagnis, Kampf und Konsequenz. Wenn sie Würde sagen, meinen sie Arroganz. Sie meckern, statt anzupacken und mitzuhelfen. Und möchten jeden mit dem Holzhammer erschlagen, der sich an ihrer wichtigen Person ein heiteres Maß erlaubt.

Sie sind innen vertrocknet: humorlos — herzlos. Eine innere und äußere Großzügigkeit ist ihnen fremd. Weil sie selbst in sich zerrissen, unausgeglichen und schwach sind, können sie nicht echt menschlich gütig sein. Die giftige, zersetzende Satire ist manchmal ihr Tummelplatz. Meistens aber kommt nichts als Geschwätz heraus, wenn sie aus ihrer Verkrampftheit mal einen Anlauf nehmen, um witzig zu sein.

Menschen, die innerlich stark und ausgeglichen sind, lieben Humor und Witz als Kräfte und Waffen des Lebens. Sie beherrschen beides im Geben und Nehmen. Offen in der Gesinnung, aufrecht in der Haltung, wachsen sie durch eine gesunde Selbstkritik. Sie wissen, daß zu echtem Selbstbewußtsein eine innere Bescheidenheit gehört. Zwischen ihnen blühen Humor und Witz und darum auch Freundschaft, Kameradschaft, Zusammengehörigkeitsgefühl. Denn guter Witz, guter Humor verbinden und bauen auf. Sie beleidigen nicht, sind nicht taktlos und nicht hinterhältig gemein. Sie wollen Freude schenken, Lachen bringen, den andern aufheitern, ermuntern, zum Nachdenken anregen. In ihnen hat auch Kritik gestaltenden und aufbauenden Wert. Wenn man sich unter Freunden einmal gehörig die Meinung sagt — und ein Witz ist oft schlagender als viele Worte —, dann ist eine Freundschaft, die darunter leidet, keinen Pfifferling wert.

Eine besondere Bedeutung hat zu allen Zeiten der aus der Gemeinschaft kommende und der Gemeinschaft dienende Witz gehabt. Aus gemeinsamem Erlebnis geschöpft, umriß er eine Situation, deren oft tragische Härte und Not ohne Humor viel schwerer zu ertragen gewesen wäre. In den Schützengräben des Weltkrieges hat urkräftiger Mutterwitz das „Frontdeutsch" entstehen lassen. In ihm ist weit mehr als Witze am Lagerfeuer die Runde machten, soll einmal gesagt haben: **„Solange meine Jungs über mir Witze machen, is der Zeist gut . . ."**

Würde und Humor sind keine Gegensätze, denn nichts ist schlimmer als humorlose Würde. Zu leicht ist der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen! Und Bürokraten wirken gerade darum oft so komisch, weil sie würdig sein wollen und dann als Humorlose nur arrogant und trocken erscheinen.

Auch der politische Witz ist eine Frage der Haltung und Gesinnung. Es ist immer ein gesundes Zeichen für die geistige Lebendigkeit des Volkes und seine innere Anteilnahme am politischen Geschehen, wenn er blüht. Auch hier gibt es Schwätzer, Allesbesserwisser, mit sich selbst und der Welt nicht Zufriedene. Auch hier Selbstpersiflage und Selbstbeweihräucherung. Gerade der politische Witz setzt innere Disziplin und untrennbar damit verbunden nationale Disziplin voraus. Dies um so mehr, da er, wie alle Witze, zu Kontrasten und Übertreibungen neigt. **Dennoch ist es ein Irrtum, zu glauben, daß es in der Politik keinen Spielraum für Humor und Witz gäbe. Politik ist Gestalterin des Lebens und mit dem Leben darum so stark verbunden, daß sie in alle Bezirke des Lebens hineinreicht. Sie muß mit den Stärken der Menschen genau so rechnen wie mit ihren Schwächen. Wie der gesunde Mensch Selbstkritik zum Wachsen braucht, so zeigt auch nur die Gemeinschaft innere Stärke und inneren Mut, die Selbstkritik wagen und ertragen kann. Auch durch Humor, im Witz.**

Hasser sind meistens ohne Humor und Witz. Verantwortliche, die um der Sache willen, der sie sich verbunden fühlen und der sie dienen wollen, und nicht aus eitler Selbstgefälligkeit ihre Mahnung in die Form eines Witzes kleiden, zeigen mehr Charakter als über jede menschliche und organisatorische Schwäche verbissen schweigende oder heimlich meckernde Moralapostel. Und hier setzt die Beurteilung des politischen Witzes ein. Es gibt auch heute eine reiche Anzahl politischer Witze und Anekdoten. Bestimmte Themen sind besonders beliebt; sie werden immer wieder variiert und stehen unter dem Gesetz daß die größte Wirkung darin liegt, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen. Über Menschen, die man liebt, macht man gern einen Witz. Man darf es, denn sie wissen, daß man bei aller menschlichen Spottlust nie auch ihre Stärken, ihre Größe und ihre Lauterkeit vergißt. Wenn einer glaubt, daß es witzig sei, sie zu beschimpfen oder zu verleumden, dann weiß man, was man tut.

Im übrigen liebt man oft Menschen auch um ihrer kleinen Schwächen willen. Witze sind oft ein stärkeres Band zwischen Führenden und Folgenden



Zeichnung: Waldl

Ein Flugzeug in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache

als kriecherische und würdelose Liebedienerei. Es ist immer ein Zeichen von Stärke, Großzügigkeit und gütigem Humor, wenn man über Witze auf seine eigene Person mitlachen kann. Natürlich langweilt man sich dann, wenn das Thema nicht mal wechselt. Den Gutmeinenden verzeiht man lächelnd, den aus Neid und Mißgunst Meckernden zeigt man Verachtung. Den bösartig sein Wollenden sagt man: „Ja, wäret ihr alle Wölfe im Schafspelz! Aber ihr seid ja meistens nur Schafe!"

Wir haben aber auch ein ernstes Wort zu sprechen. Es gibt „politische Witze", die wir nicht gewillt sind mit Humor zu betrachten. Nicht, weil wir humorlos sind! Greuelmärchen sind keine Witze mehr. Sie tragen eine bewußt zerstörende Tendenz und richten sich gegen das, was wir rein und stark halten wollen und werden: unsere Idee, unsere Gesinnung. Sie konstruieren aus Niedertracht und hinterhältiger Gemeinheit die kleinen und größeren Schwächen, Irrtümer und Fehler, die wir selbst überwinden wollen, in ein bewußt tendenziöses Urteil über die Bewegung um. Sie suchen überall aus Sucht nach Schadenfreude und Gelegenheit, zu meckern, nach Themen, die ihnen gestatten, das zu machen was sie für einen Witz halten und was in Wirklichkeit eine Methode zur Vergiftung des Vertrauens und zur Persiflage einer anständigen Gesinnung ist.

Diese „Witzemacher" sind zur anständigen Kritik genau so feige wie zu verantwortungsvoller Mitarbeit. Sie überschreiten die Grenzen des Taktes, des inneren Anstandes; sie wollen nur ihre Komplexe los sein. So sehr wir dem Mann, der mit uns für die Idee kämpft und der bewiesen hat, wo er steht, die Pflicht zur Selbstkritik abverlangen, um ihm das Recht zur gesunden, aufbauenden Kritik auch an uns geben zu können, so wenig sind wir bereit, über jene versteckten und sich anonym dünkenden Gegner hinwegzusehen, die glauben, ihre „geistvollen" Phantasien in mehr oder weniger gut getarnten, niederträchtigen Lümmeleien als „Witz" ausgeben zu können.

So verführerisch es auch für manchen sein mag, allein aus der Freude an Wirkung und Kontrast Witze zu erfinden: unsere Idee ist kein Rummelplatz für phantasiebegabte Witzemacher. Nur wer mit uns schafft, ehrlichen Herzens, offenen Sinnes, besten Willens, der soll und kann auch teilhaben an unserem Lachen, an unserer Freude. Nur der darf auch einmal über unsere kleinen Schwächen, die wir selbst sehen und überwinden wollen, einen guten Witz machen. Wir wissen, das hat uns oft auch in schweren Zeiten Mut gegeben, daß wir noch lachen konnten. Und wir wollen es nicht verlernen. Allen aber, denen in sommerlicher Trockenheit frohes Lachen fehlt, empfehlen wir das aufmerksame Studium des „Schwarzen Korps". Wir sind ja gar nicht so!

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Preis 15 Pf. zuzüglich ortsübliches Bestellgeld
Ausland m ermäß. Porto 25 Pf., übriges Ausland 35 Pf.

Berlin, 27. August 1936
35. Folge 2. Jahrgang

Das Schwarze Korps

R

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung SS

Verlag: Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. Fernspr. A 1 Jäger 0022. Postscheckkonto Berlin 4454. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut auflieg. Preisliste.

Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf., durch Streifb. für Deutschland u. Österreich monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übrig. Ausland RM. 1,95.-- In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen.

Wer ist ein Staatsfeind?

Es ist heute nicht mehr notwendig, der Welt den Nachweis zu führen, daß keine andere Regierung der Welt so tief im Volk verwurzelt ist wie die nationalsozialistische. Die großen Volksabstimmungen der vergangenen Jahre haben mit einer Eindeutigkeit, die nicht mehr zu überbieten ist, bewiesen, daß die Politik Adolf Hitlers die Politik des deutschen Volkes ist. Jeder ausländische Besucher der Olympischen Spiele in Berlin hat feststellen können, daß in Deutschland Begeisterung nicht durch irgendwelche Abkommandierte gemacht wird, sondern daß die Begeisterung für den Führer und die Verstand, sondern das Herz, die Seele der Volksgenossen erobern. Der Staat, den wir bauen, soll im Herzen des letzten Volksgenossen verankert sein, so wie der Wille zum Sieg im Herzen des letzten Kämpfers der Bewegung verankert war. Nicht nur verankert sein, sondern in alle Zukunft verankert bleiben. Und jeder Tag, an dem wir einmal dieses Ziel vergessen, ist ein Schritt nicht vorwärts, sondern rückwärts.

Es ist nicht mehr notwendig, den Nachweis zu führen, daß der nationalsozialistische Staat ein Staat des Volkes ist. Notwendig aber ist es, jeden Tag neu den Staat und den National-

Der Untergang des Abendlandes?



Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

treuesten seiner Gefolgsmänner aus dem Herzen der Millionen kommt, daß es keinen Staatsmann in der Welt gibt, dem in ähnlichem Maße die Liebe seines Volkes entgegenschlägt. **Wer das nicht wahr haben will — und es gibt deren in der Welt immer noch eine ganze Reihe —, der will es einfach nicht sehen, aus Haß, aus Mißgunst und was dergleichen „edle" Motive noch mehr sind.**

Es ist heute nicht mehr notwendig, die Erfolge der nationalsozialistischen Staatsführung einzeln aufzuzählen und so den Nachweis zu erbringen, was sich nun alles gegen früher gebessert hat. Der Zustand, der bis in die Januartage 1933 in Deutschland geherrscht hat, ist von allen Deutschen heute innerlich schon so sehr überwunden, daß es schon eines großen Maßes an Phantasie bedarf, um dieses Damals in seiner ganzen Vollständigkeit zu rekonstruieren. Aber die Gegner des nationalsozialistischen Deutschlands in Spanien, in Frankreich und sonst in der Welt nehmen uns die Anstrengung, ein solches Maß an Phantasie aufzubringen, ab, indem sie uns das, was wir selbst durchgemacht haben, noch einmal auf ihre Weise vorführen.

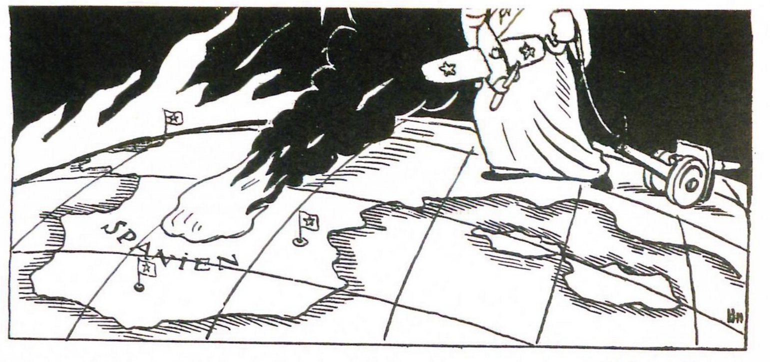
Wir Nationalsozialisten sind nicht selbstzufrieden genug, um nicht zu wissen, welches Unmaß an Arbeit noch vor uns liegt. Wir sind nicht selbstzufrieden genug, um alles, was in Deutschland vorhanden ist, im allerrosigsten Licht zu sehen. Wir sind unsern Gegnern in der Welt dankbar, daß sie uns demonstrieren, wieviel wir bereits geschafft haben. Was noch zu schaffen ist, sehen wir selber.

Es ist nicht mehr notwendig, dem einzelnen Deutschen vorzurechnen, wie sich das nationalsozialistische Aufbauwerk für ihn ausgewirkt hat. Er spürt es Tag für Tag in seinem eigenen Wirkungskreis, in der kleinen Welt, in der er lebt. Viel mehr noch: er spürt, daß er Glied einer Nation ist, die wieder zu sich selbst gefunden hat, die wieder Kraft hat, die vorwärts will und vorwärts kommt. Und dieses Bewußtsein, das jeden trotz aller Schlacken und Schatten, die noch da sind, immer wieder erfüllt und zu neuer Leistung anspornt, das ist das deutsche Wunder, von dem die Welt heute spricht, das auch in den unerwarteten Ergebnissen des olympischen Wettkampfes seinen Ausdruck gefunden hat. Es ist nicht mehr notwendig, Kleinigkeiten zusammenzutragen. Notwendig aber ist es, nie zu vergessen, was uns Nationalsozialisten vom ersten Tage unseres Kampfes an den Erfolg gegeben hat. Wir haben uns nie mit dem begnügt, was wir schon hatten. Wir waren nie selbstzufrieden, sondern immer auf die Zukunft gerichtet. **Wir wollten nicht den** Sozialismus im Herzen des Volkes und jedes einzelnen Volksgenossen zu sichern. Wir haben in den Versammlungen nicht nur, wenn es darauf ankam, den gegnerischen Terror niedergeknüppelt, sondern wir haben — und das in erster Linie — in jeder unserer Versammlungen versucht, den marxistischen Arbeiter, den eigensüchtigen Bürger für das, was uns erfüllte, zu gewinnen.

Der nationalsozialistische Staat ist, wenn es darauf ankommt, ein Staat der Härte. Der Staatsfeind ist heute mehr als das, er ist auch ein Volksfeind, weil Staat und Volk nicht mehr zu trennen sind. Als es nach der Machtübernahme galt, den Staat zu sichern, als der Kommunismus versuchte, hier und dort sein Spiel zu treiben, da wurde das Heimtückegesetz geschaffen, das mit seinen §§ 1 und 2 die Möglichkeit gab, mit Härte durchzugreifen. Kein Staat kann auf diese Härte verzichten, wenn er nicht zum Spielball der Gegenkräfte werden will. **Gesichert aber wird der Staat nicht durch Bajonette und nicht durch Abwehrgesetze. Die Emigranten und sonstigen Hetzer möchten es gerne so darstellen, als ob hier die alleinigen Machtquellen des nationalsozialistischen Deutschlands lägen. Wenn der Führer durch Berlin, durch München, durch die bayerischen Berge oder sonst durch einen deutschen Gau fährt, dann offenbart es sich jedesmal neu, wo die eigentliche Quelle unserer Macht liegt, im Herzen des Volkes.**

Es gibt Meckerer. Die hat es immer gegeben und wird es immer geben. Es gibt menschliche Naturen, die, wenn das Problem der Arbeitslosigkeit beseitigt wird, fragen, warum nicht auch gleich die Lohnfrage gelöst wird. Aber nicht jeder, der meckert, ist ein Staatsfeind. Griesgrämige Temperamente soll man, soweit es irgend angeht, nicht mit Ernst, sondern mit Humor nehmen.

Zu allen Zeiten hat es Stammtische gegeben, die von Gerüchten und vom Geraune irgendwelcher absonderlicher Neuigkeiten lebten. Es würde zuviel der Ehre für diese Art von Leuten sein, gleich den Staat durch ihr Vorhandensein gefährdet zu sehen. Politische Witze sind auch stets gemacht worden. Oft sind es die gleichen Witze, die auch früher schon, nur mit anderen Namen und anderen Begleitumständen, aber mit der gleichen Pointe erzählt wurden. Wenn sie gut sind, sind sie nur ein Ausdruck der Volkstümlichkeit dessen, über den sie erzählt werden, auch wenn dabei irgendeine charakterliche Eigenart glossiert wird. Wenn sie schlecht sind, sprechen sie nur gegen den, der sie erzählt. Das Volk hat Instinkt für wirklichen Humor. Aber nicht jeder, der einen solchen Mangel an Geschmack offenbart, daß er einen schlechten politischen Witz kolportiert, ist gleich unter die politischen Schwerverbrecher zu zählen.



Zeichnung: Bogner

§§ 1 und 2 des Heimtückegesetzes sind, wenn man sie weit auslegt, fast auf jeden Witz, jede Meckerei, jede Gerüchtemacherei in Anwendung zu bringen. Aber man soll eine harte Maßnahme nur dann anwenden, wenn sie wirklich notwendig ist. Dinge, die mit Humor zu erledigen sind, sollten auch auf diese Weise erledigt werden. Gerüchte, denen durch entsprechende Aufklärung in der Öffentlichkeit der Boden entzogen werden kann, sollten nicht durch Verfolgung ihrer Kolporteure — die eigentlichen Urheber findet man meist doch nicht — zu großen Staatsaktionen gemacht werden. Wer hatte nicht seinerzeit das Gerücht gehört, daß Elly Beinhorn, die inzwischen fröhlich geheiratet hat, erschossen sei? Das greift von der Emigrantenpresse, die irgend jemand auf einer Auslandsreise gelesen hat, ins Reich über. Der erste erzählt es vielleicht noch als das typische Beispiel dafür, wie im Ausland durch Lügenmeldungen gehetzt wird. Beim zehnten ist aber schon etwas ganz anderes daraus geworden.

Man sollte einmal eine genaue Statistik darüber machen, wieviel Anklagen auf Grund von Denunziation und persönlicher Rachsucht zustande kommen. Irgend jemand erzählt am Skattisch — nur um mit seiner Kenntnis zu prunken — einen nicht ganz sauberen politischen Witz. Alle nehmen es ohne Widerspruch zur Kenntnis. Nachher entsteht darüber, wer die Runde zu bezahlen hat oder aus sonst einem persönlichen Anlaß, ein Streit; und nun wird dem anderen „eins ausgewischt". Schon ist der „Staatsfeind" fertig. Die Nachfrage bei der Polizei vor Erhebung der Anklage will der betreffende Beamte natürlich so beantworten, daß nicht der Eindruck entsteht, als habe er nichts gemerkt. Also steht in dem Bericht — es handelt sich etwa um einen Bauarbeiter —: „war bis zum Jahre 1933 in marxistischer Gewerkschaft organisiert und gilt als nicht ganz zuverlässig". (Welcher Bauarbeiter war denn bis zum Jahre 1933 nicht freigewerkschaftlich organisiert?) Der Witz war nun wirklich nicht ganz einwandfrei. Und schon nimmt das Geschick seinen Gang.

Alle Beteiligten — Polizei, Gericht, die Dienststellen der Bewegung und nicht zuletzt der von dem Witz oder dem Gerücht Betroffene — sollten einheitlich dahin wirken, daß nicht die ganze Schärfe des Gesetzes in solchen Fällen zur Anwendung kommt. Es wird durch zu scharfe Verfolgung mehr geschadet als genützt, denn bei harter Strafe wird der Sünder nur verstockt, der ganze Verwandten- und Bekanntenkreis mit beeinflußt und schließlich wirklich ein Staatsfeind daraus, während es sich bisher nur um eine dumme Äußerung gehandelt hat.

Ein kleiner Denkzettel in Form einer Geldstrafe wirkt viel erzieherischer. Wo es sich aber um einen allgemein verbreiteten Unsinn handelt und der Betreffende nur einer der vielen Kolporteure dieses allgemeinen Gerüchts ist, da ist das beste Mittel der Bekämpfung nicht die Strafe, sondern die allgemeine Aufklärung über die gegenteiligen Tatsachen.

Und hier sitzt der Kern des Problems. Wir wollen nie vergessen, daß der Nationalsozialismus im letzten Volksgenossen verankert werden muß. Auf keinen soll dabei verzichtet werden. Niemals soll man einem ankreiden, daß er bis 1933 freigewerkschaftlich organisiert war, und deshalb aus einer unschönen Äußerung grundsätzliche Staatsfeindlichkeit konstruieren. **Der nationalsozialistische Staat kann durch solche Entgleisungen niemals gefährdet werden, ein Volksgenosse aber durch unnötige Härte der Gemeinschaft entfremdet werden.**

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Machen Sie Halt in der kleinsten Stadt Deutschlands im Gasthaus und Pension Adler
Autogarage — Rheinterrasse

Die Stadt Hauenstein hat 206 Einwohner und damit den Ruhm, die kleinste deutsche Stadt zu sein. Zugleich gehört Hauenstein zu unseren südlichsten Städten, denn es liegt zwischen Basel und Konstanz, es liegt am grünen, reißenden Oberrhein, der dort die Grenze gegen die Schweiz ist. Wer nach Hauenstein kommt, hat es kaum nötig, sich vor der Besichtigung mit einem Stadtplan zu versehen Es gibt außerdem auch gar keinen, denn Hauenstein besteht nur aus einer einzigen Straße. Da oben am Berg, über dem die schöne alte Burgruine steht, gibt es freilich noch einige Häuser. Aber man kann sie an den Fingern abzählen, wie man überhaupt ganz Hauenstein an den Fingern abzählen kann Im übrigen aber gibt es dort fast alles, was man von einer ordentlichen Stadt erwarten kann. Also ein Rathaus (dessen eine Hälfte allerdings abvermietet ist), eine städtische Polizei, sogar ein altes Gefängnis, und dies und jenes noch. Natürlich hat Hauenstein auch seinen Bürgermeister. Es gibt sogar noch einen Zweiten Bürgermeister, aber der wohnt bloß in Hauenstein und gehört im Grunde als Oberhaupt zur Nachbargemeinde Albert, mit der Hauenstein die Schule und die Bahnstation gemeinsam hat. Wenn die beiden Bürgermeister genannt werden, dürfen zwei Meister anderer Art nicht vergessen werden, die es in Hauenstein gibt, ohne daß sie dort erwartet werden: die kleinste deutsche Stadt hat zwei Schuhmachermeister. Im übrigen wohnen in Hauenstein fünf Bauern, zwei Gastwirte, ein Schreiner und ein Schneider. Die anderen Männer haben Arbeit in Papier- und Textilfabriken.



Die ganze Stadt besteht aus einer Straße, die zudem stellenweise nur einseitig bebaut ist, da Hauenstein zwischen Berg und Strom eingeklemmt liegt. Bild im Kreis: Einwohner Nr. 206, der kleinste Bürger der kleinsten Stadt

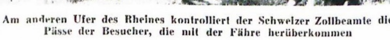
Aufnahmen: Karl Meyer

Besonders stolz sind die Hauensteiner auf einen Brief, den Kaiser Franz der Zweite mit seinem Siegel an die Stadt schickte. (Früher gehörte Hauenstein zu Österreich.) Der Bürgermeister zeigt hier das Dokument

*

Bild links: Das Rathaus der Gemeinde Hauenstein





Am anderen Ufer des Rheines kontrolliert der Schweizer Zollbeamte die Pässe der Besucher, die mit der Fähre herüberkommen





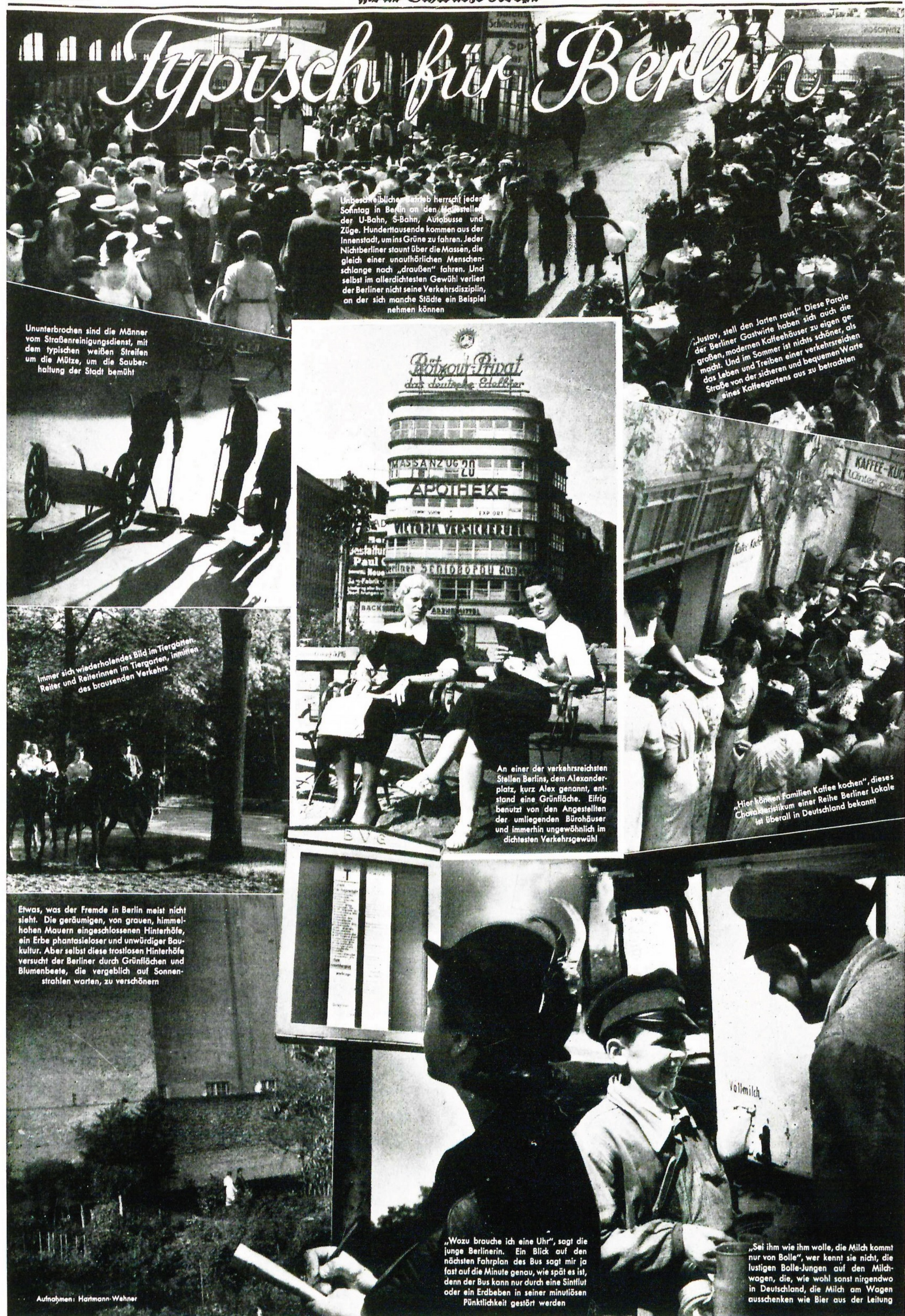
Bild links: Die „Polizeitruppe" der kleinsten deutschen Stadt

*

Bild rechts: Dieser alte Turm an der Straße stellt das frühere städtische Gefängnis dar

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Typisch für Berlin



Unbeschreiblicher Betrieb herrscht jeden Sonntag in Berlin an den Haltestellen der U-Bahn, S-Bahn, Autobusse und Züge. Hunderttausende kommen aus der Innenstadt, um ins Grüne zu fahren. Jeder Nichtberliner staunt über die Massen, die gleich einer unaufhörlichen Menschenschlange nach „draußen" fahren. Und selbst im allerdichtesten Gewühl verliert der Berliner nicht seine Verkehrsdisziplin, an der sich manche Städte ein Beispiel nehmen können

Ununterbrochen sind die Männer vom Straßenreinigungsdienst, mit dem typischen weißen Streifen um die Mütze, um die Sauberhaltung der Stadt bemüht

„Justav, stell den Jarten raus!" Diese Parole der Berliner Gastwirte haben sich auch die großen, modernen Kaffeehäuser zu eigen gemacht. Und im Sommer ist nichts schöner, als das Leben und Treiben einer verkehrsreichen Straße von der sicheren und bequemen Warte eines Kaffeegartens aus zu betrachten

Immer sich wiederholendes Bild im Tiergarten. Reiter und Reiterinnen im Tiergarten, inmitten des brausenden Verkehrs

An einer der verkehrsreichsten Stellen Berlins, dem Alexanderplatz, kurz Alex genannt, entstand eine Grünfläche. Eifrig benutzt von den Angestellten der umliegenden Bürohäuser und immerhin ungewöhnlich im dichtesten Verkehrsgewühl

„Hier können Familien Kaffee kochen", dieses Charakteristikum einer Reihe Berliner Lokale ist überall in Deutschland bekannt

Etwas, was der Fremde in Berlin meist nicht sieht. Die geräumigen, von grauen, himmelhohen Mauern eingeschlossenen Hinterhöfe, ein Erbe phantasieloser und unwürdiger Baukultur. Aber selbst diese trostlosen Hinterhöfe versucht der Berliner durch Grünflächen und Blumenbeete, die vergeblich auf Sonnenstrahlen warten, zu verschönern

„Wozu brauche ich eine Uhr", sagt die junge Berlinerin. Ein Blick auf den nächsten Fahrplan des Bus sagt mir ja fast auf die Minute genau, wie spät es ist, denn der Bus kann nur durch eine Sintflut oder ein Erdbeben in seiner minutiösen Pünktlichkeit gestört werden

„Sei ihm wie ihm wolle, die Milch kommt nur von Bolle", wer kennt sie nicht, die lustigen Bolle-Jungen auf den Milchwagen, die, wie wohl sonst nirgendwo in Deutschland, die Milch am Wagen ausschenken wie Bier aus der Leitung

Aufnahmen: Hartmann-Wehner

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

„Das Schwarze Korps" sammelte

... abseits von der Prominenz

Mit einer alten Schiffsglocke, sehr viel Bindfaden und noch mehr Humor gingen wir an die Sache. Die Leibstandarte hatte uns einen „Kübelwagen" zur Verfügung gestellt. Unserem Drange, uns an der Sammlung für das Winterhilfswerk zu beteiligen, stand somit nichts mehr im Wege.



Sie bliesen die Groschen zusammen



Optimisten unter uns hielten die Büchse für zu klein. Vorerst wurde eine kleine Sammlung unter uns veranstaltet, die den Zweck hatte, den nötigen Inhalt zu schaffen, um auf der Straße verheißungsvoll klimpern zu können. Es war ein sehr heller, ein hohler Ton, der sich jedoch im Laufe des Tages wohltuend senkte; jeder Sammler legte Wert darauf, seiner Büchse einen sonoren Klang zu entlocken, zum Zeichen seines Fleißes und zum sanften Erröten jener, die aus unangebrachter Bescheidenheit sich in menschenleeren Straßen bewegten.

Um es gleich vorweg zu sagen: es war keine Kleinigkeit, sich bei der gewaltigen Konkurrenz erfolgreich durchzusetzen. Die Filmstars waren obenauf, und unsere Minister mit ihren Frauen wahre Magneten, die in einem wirbelnden Menschenknäuel sämtliche Groschen aus der Umgebung mit unwiderstehlicher Gewalt anzogen.

Die Borsigwerke waren unser erstes Ziel. Arbeiter verließen die Fabrik, und aus dem Tore grinste uns kameradschaftlich ein Amtswalter entgegen, der dort bereits mit seiner Büchse Aufstellung genommen hatte, uns großmütig jene Volksgenossen überlassend, die er infolge ihrer Masse nicht allein „abgrasen" konnte. Und damit uns dies nicht zum zweitenmal passierte, zogen wir gleich weiter zu den AEG.-Werken, umzingelten den gewaltigen Bau und hatten Schwein. Aus den Toren quollen die Menschen, Männer und Frauen.

Sie haben nicht viel, die Leute im Norden, aber sie geben. Von der Arbeit gehärtete Hände reichen das Geldstück. Bei ihrem Anblick kann man wirklich von Opfern sprechen; hier erfühlt man des Wortes tiefste Bedeutung. Glacéhandschuhe „spenden", und wenn ein noch so frohes Wort ihren Einwurf begleitet.

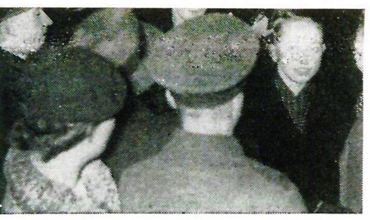
Mögen auch am Wedding und in Tegel die Häuser ihr Gesicht behalten haben, die Menschen



Aufnahmen: Möbius (5), Atlantik (1), Weltbild (1), Aktuelle Bilder-Centrale (1).

Obergruppenführer Heißmeyer, der mit Gruppenführer Heydrich den Reichsführer SS. erfolgreich vertrat

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie



SS.-Obergruppenführer Reichsleiter Bouhler im Gedränge




Standartenführer Berndt kann auch nicht klagen . . .



. . . und Oberführer Roesener läßt niemand „ungeschoren"

sind anders geworden. Nicht mehr die zuckende Unruhe und das argwöhnische Mißtrauen, traurige Früchte einer Zeit, die Männer und Frauen von einer Versammlung in die andere trieb, weil die Gewerkschaft es so verlangte.

Der deutsche Arbeiter, er will heute seine Ruhe. Es liegt nicht in seinem Wesen, sich mit Volksgenossen herumzuschlagen. Nur zu gut weiß er, daß im Grunde genommen der andere auch so denkt wie er und die gleichen Sorgen hat, die wir schließlich — der eine mehr, der andere weniger — alle gemeinsam tragen müssen, weil sie nicht aus der Welt zu schaffen sind. Und im Winterhilfswerk kommt irgendwie sein eigenes Wollen zum Ausdruck, das gesunde soziale Empfinden des deutschen Arbeiters. Keiner soll hungern und frieren. Millionen Menschen kennen die bittere Not, die sie am eigenen Leibe erfahren haben, bevor der Nationalsozialismus sie wieder an ihre Arbeitsplätze stellte.

Wir hatten es verhältnismäßig leicht, zu sammeln. An keinen festen Platz gebunden, streiften wir rund um den Alexanderplatz. Mancher Schaffner steckte uns seinen Groschen zu, wenn wir auf gleicher Höhe nebeneinander fuhren.

Und irgendwo fiel die erste Mark! Eine einfache Frau steckte sie mit leichtem Erröten in den Schlitz. Im Norden von Berlin . . . Und dabei kannten sie uns weder von der Bühne noch von der Leinwand her. In einem Gasthaus kam die zweite, und der Sammler war nicht wenig stolz auf seinen Erfolg.

Aber eine Sammelbüchse ist ein eigenartiges Ding. Sie ist größer, als sie aussieht. Jeder Sammler wird dies bestätigen können. Wir haben nicht wenig geklappert und mit unseren Postkarten viel „Konkurrenz" aus dem Felde geschlagen. Man hielt uns sogar an manchen Straßenecken an, und wir lernten so manchen Leser kennen, der wissen wollte, wer der und jener ist. Doch in der stillsten Ecke unseres Herzens dankten wir, daß wir uns keine Reservebüchsen mitgenommen hatten. Doch wir waren mit unserem Erfolg zufrieden, und dafür danken wir unseren Volksgenossen im Norden Berlins, weitab vom Kurfürstendamm und der Friedrichstadt.



Schnell noch den Groschen in die Büchse, dann kann die Reise losgehen

Da freut sich Gruppenführer Heydrich



Die Blumenfrau gibt Oberführer Schnell

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Zum Schallplattenkrieg:

Bitte, neue Nadeln nehmen!

Wir haben uns totgelacht; damals. Das war, wie Herr Braun — lang, lang ist's her — auf Urlaub gegangen war und die Herren Severing und Hirtsiefer als seine Stellvertreter zurückließ, obwohl ihn kein Mensch eigentlich vermißte, schon damals, schon damals!

Nur der damalige Reichskanzler dachte anders, und er ließ an Braun eine dringliche Einladung ergehen, und zwar im Monat Juli 1932, aber Herr Braun war auf Urlaub und wollte seine Sonnenbäder deswegen nicht unterbrechen und fühlte sich auch im übrigen sonst als starker Mann, wie alle, die damals so kümmerlich regierten, obwohl sie Figuren genug waren und deren dreizehn auf ein Dutzend gingen. Kurz, Braun zog ein Schmollmäulchen und kam einfach nicht. Worauf ihm der Bannstrahl der Regierung den Strandkorb durchlöcherte mit der Nachricht, er sei einfach abgesetzt.

Da wurde es dem guten Manne dann zu bunt, er warf seinen karierten Bademantel in die Ecke und verklagte durch den Staatsgerichtshof die Regierung, daß sie überhaupt nicht zu Recht bestehe und ihm deshalb auch nichts zu befehlen habe. Ja, so war es damals.

Der Staatsgerichtshof versammelte sich, um seinem Staat eins auszuwischen, nicht aus böser Absicht oder gar politischer Erkenntnis, nein, sondern vielmehr aus einer rein paragraphenmäßigen Problemstellung heraus und der frommen Absicht, einmal zu zeigen, daß ein Gericht, noch dazu ein Staatsgerichtshof, mit den vorhandenen Paragraphen alles fertigbringt.

Staat auf der Anklagebank

Am 25. Oktober 1932 fiel das Urteil. Zugunsten des Herrn Braun, zur Blamage der Regierung, und wenn sie zum Schein weiter regierte, so nicht, weil sie im Recht war; sie setzte Sturmsegel, und auf einer Woge von Notverordnungen trieb sie einer ungewissen Zukunft entgegen, die wir ihr prophezeit hatten, ohne uns jemals auf den Schemel einer Pythia sitzend gefühlt zu haben.

Der Staatsgerichtshof hatte den Staat auf die Anklagebank gesetzt.

Haben wir gelacht! So gelacht, daß wir die

Nun sind heute Schallplatten nicht mehr einfach Hartgummischeiben, die man des besseren Absatzes wegen auf technischem Wege mit Musik ladet, sondern ihre Herstellung ist ein Zweig unseres Kulturlebens. Der nationalsozialistische Rundfunk hat nun die Schallplatten gekauft und spielt sie uns vor, und das paßt wieder nicht den Schallplattenmonopolisten, die sich wie immer wieder einmal geschädigt fühlen; denn die Musik, die haben sie auch gleich mitorganisiert nach internationalem Übereinkommen.

Eine ganz große Rolle spielt nun in diesem Musikkonservenkonzern der Jude Baum, der schon im Frühjahr 1935 vor einem Schweizer Gericht dem deutschen Rundfunk, unserem Rundfunk, gedroht hatte, ihm gehörig die Moneten abzuzapfen. Und es kam nun auch zu einer Verhandlung, nachdem man das Urteil des Landgerichtes Berlin vom 28. Mai 1935, „soweit es zuungunsten der Klägerinnen lautet", (das sind die internationalen Schallplattenmonopolisten), aufhob, ebenso das Urteil des Kammergerichts Berlin vom 10. Februar 1936, soweit es die Klage von „Lindström und andere" abweist.

Der endgültige Effekt — wir sagen beileibe nicht Schiedsspruch — ist, daß der Deutschen Reichsrundfunkgesellschaft bei Verhängung von Geldstrafen verboten ist, die von „Lindström und andere" **(also alle!)**, hergestellten Schallplatten, **„auch solche, die sie käuflich erworben hat, zu senden, insbesondere**

a) Schallplatten mit Wiedergabe von Werken der Tonkunst, sei es mit Texten oder ohne Text,

b) Schallplatten mit Wiedergabe von Schriftwerken, Vorträgen, Reden usw.

2. Die Beklagte wird verurteilt, Auskunft zu erteilen, in welchem Umfange sie seit dem 8. April 1935 Schallplatten gesendet hat.

3. Es wird festgestellt, daß die Beklagte denjenigen Schaden zu ersetzen hat, der der Schallplattenindustrie seit dem 8. April 1935 entstanden ist.

Die Kosten trägt die Beklagte.

Der Streitwert wird auf 1 Mill. RM. festgesetzt."

Fürwahr eine runde Summe. Eine Million Reichsmark!

Obwohl es in „international organisierten" Kreisen immer heißt, „die Mark ist nichts wert", mit einer Million geben sie sich zufrieden, vorerst, und wenn man genau nachrechnet, daß die Schallplattenindustrie noch genauer rechnen wird, dann kommen noch ein paar Millionen mehr heraus, mit denen wir, die deutschen Rundfunkhörer, mit unseren Beiträgen die internationale Führung dieser Monopolorganisation subventionieren sollen. Zudem ist nicht zu vergessen, daß der Jude Baum anscheinend auf die Kulturproduktion in der deutschen Schallplattenindustrie mehr Einfluß hat als das deutsche Volk.

Natürlich behauptet die Schallplattenindustrie, sie leide schwer unter dem Rundfunk, und das ist ja auch kein Wunder, wenn man ihren Anteil am deutschen Kulturaufschwung der letzten Jahre betrachtet, den man in ein mittelgroßes Schnupftuch binden kann, damit er nicht vom Nagel fällt, wenn man ihn dranhängt, — aber das wird wohl kaum ihr Argument sein!

Je nun, das sind kulturpolitische Betrachtungen, in die wir uns heute nicht verlieren wollen. Wir wollen nur sagen, daß ein deutsches Gericht die Deutsche Reichsrundfunkgesellschaft verdonnert hat, die kein Konsortium ist wie „Lindström und andere", sondern eines der wichtigsten Kulturinstitute des neuen Deutschland, das wichtigste, gemessen an seiner Reichweite.

Rundfunk oder Baum?

Unsere nationalen Kulturinteressen, sie werden scheinbar irrtümlich vor der Türe des Gerichtssaals in eine Ecke gestellt wie ein nasser Regen-

Schluß mit dem Gerede!

Kurz nach der Verkündung der zweijährigen Dienstzeit hat „Das Schwarze Korps" als erste Zeitung auf die Notwendigkeit hingewiesen, so schnell wie möglich Maßnahmen zu treffen, die geeignet sind, besonders bei den akademischen Berufen die Ausbildungszeit herabzusetzen. Inzwischen sind nun etliche Monate vergangen, und ein gewisser Teil der deutschen Presse ist nicht müde geworden, in langen Aufsätzen und „Meinungen aus dem Leserkreis" sich mit dieser Frage zu beschäftigen. Typisch für die Diskussion war, daß bei fast allen Betrachtungen nicht das letzte Ziel: die aus bevölkerungspolitischen Gründen unbedingt notwendige Herabsetzung der Ausbildungszeit im Vordergrunde stand, sondern technische Einzelheiten, die sich in erster Linie auf Erwägungen beschränkten, ob man nun bei der Grundschule oder später ein Jahr einsparen soll.

Wenn man all die weisen Ratschläge liest, die von „berufener" und unberufener Seite zu **von Menschen, der durch seine Leistung seine Brauchbarkeit für die Nation unter Beweis stellt."**

Was ist schon in diesem Zusammenhang ein Schuljahr, das man unter Umständen einzusparen gedenkt! Es ist der bekannte Tropfen auf dem heißen Stein, doch nicht annähernd eine Lösung des Problems, die uns Nationalsozialisten auch nur halbwegs befriedigen könnte. Entscheidend ist nicht, wie Dr. Groß sehr richtig feststellt, ob die individuelle Leistung innerhalb einer Generation vielleicht ein wenig beeinträchtigt wird, wohl aber, ob durch veraltete und unsinnige Bestimmungen alljährlich ungeheure Blutswerte für die Zukunft zerstört werden. Allein in der Senkung des Heiratsalters sehen wir das Ziel und nicht in spitzfindigen fachmännischen Erwägungen, wie man den Schulbesuch um ein Jahr verkürzen kann.

Der Nationalsozialismus ist schon mit ganz

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Koppel strammer zogen, sonst hätten wir zu Bruchbändern greifen müssen.

Gleich einem trojanischen Gaul stand der Paragraphenschimmel da, unüberwindlich, siegwiehernd, und aus seinem Bauche krochen Staatsgerichtshofbeschlüsse und Urteile, die jene unter sich begruben, die das Tier selbst zu einem überdimensionalen Wesen aufgepäppelt hatten in der Meinung, wer auf dem Roß sitzt, dem kann keiner mehr was.

Der Staatsgerichtshof begann seinen eigenen Staat aufzufressen.

„Ganz nett, jetzt, aber das muß einmal später anders werden", haben wir damals gesagt, denn man kann einfach einen Staat, eine Regierung, nicht verdampfen, vergasen, in Nichts auflösen, nur, weil da ein Herr in einem Strandkorb sitzt und nicht heraus will. Nicht, daß wir es der damaligen Regierung nicht vergönnt hätten, wegen sommerlicher Ruhestörung von ihrem eigenen, höchsten Gericht verdonnert zu werden. Solches Affentheater machten auch unsere grimmigsten Gegner im Volke stutzig und uns ersparte man dadurch einen kostspieligen Propagandafeldzug. — Haben wir gelacht — damals!

Musikkonserven-Monopol

Und gerade heute, wo wir uns des Falles erinnern, vergeht uns auf einmal das Lachen: **denn in sieghafter Unbezwinglichkeit steht er auf einmal wieder da, der trojanische Gaul, mit seinen Paragraphen im Bauch, und zeigt uns seine juridischen Levaden, Courbretten, und tänzelt auf unseren kulturellen Forderungen herum, als ob es sich um frische Streu handle, die zum wohligen Misten geradezu einlädt.**

Da gibt es ein Schallplattenmonopol — wenn wir nur das Wort hören, greifen wir schon zum Riechfläschchen — das sind die international organisierten Schallplattenfirmen, die heute mit dem Rundfunk ein Hühnchen zu rupfen sich gestatten, wobei bei dieser amüsanten Beschäftigung wir anscheinend die Federn zu liefern haben!

Der deutsche Rundfunk bringt nämlich Schallplattenmusik von Platten, die in deutschen Fabrikationswerkstätten hergestellt werden, von deutschen Arbeitern und deutschen Betriebsführern ganz vorne weg, die das alle sehr richtig finden, daß in Deutschland sich die Zeiten änderten, nur die Firma die Firma ist international organisiert, und mit ihren internationalen Konzerngenossen hat sie in Deutschland ein fast hundertprozentiges Monopol auf die erwähnten Musikkonserven.

diesem Thema abgegeben wurden, so kann man nur einer Meinung sein, nämlich, daß eine solche Debatte weder produktiv noch notwendig ist. Man sollte es ruhig den zuständigen Stellen überlassen, die notwendigen Maßnahmen zu treffen, besonders wenn man bei allem Interesse, das man der Frage entgegenbringt, nicht einmal in der Lage ist, den Kernpunkt des Problems zu treffen. Im übrigen ist es mit dem einzusparenden einen Schuljahr keineswegs getan.

Der Leiter des Rassenpolitischen Amtes, Parteigenosse Dr. Groß, schrieb neulich:

„Wenn heute in einzelnen akademischen Berufen die Ausbildung im 33. Jahre abgeschlossen ist, die endgültige Berufsgründung in einigen Berufen sogar erst im 37. Jahre möglich wird, so sind das rassenmörderische Zustände, denn sie bedeuten späte Heirat und geringe Kinderzahlen gerade in einem Kreis

anderen Aufgaben fertig geworden, so daß auch diese Frage auf die Dauer für ihn kein unüberwindbares Hindernis sein dürfte. Bis dieses Ziel erreicht ist, kann jedoch nicht oft genug darauf hingewiesen werden, damit nicht unter Umständen, wie es schon fast aussah, allmählich aus der Senkung des Heiratsalters ein Zwölfmonatsplan der Schulzeitverkürzung wird.

Weshalb immer an der Peripherie der Dinge herumreden, wenn der Mittelpunkt so klar liegt. — In diesem Zusammenhang dürfte es von Interesse sein, zu wissen, daß die ev.-lutherische Landeskirche Hannover bereits einen „praktischen" Weg gewiesen hat. Durch eine Neuregelung wurde die Dauer des Konfirmandenunterrichts von einem auf zwei Jahre erhöht.

Wenn auch diese Maßnahme keine direkten Auswirkungen auf das Heiratsalter hat, so verdient sie trotzdem die ihr zustehende „Anerkennung."

Bezirksverband
der Amtshauptmannschaft Leipzig
— Wohlfahrts- und Jugendamt —
Sprech- und Kassenzeit: 8—13 Uhr
Bankverbindungen:
Stadt- und Girobank Leipzig Nr. 5907 / Staatsbank Leipzig
Postscheckkonto Leipzig Nr. 17778

20 IV.
(im Antwortschreiben anzugeben)

Zu:

Leipzig C 1, am 27.10.1936.
Ferdinand-Rhode-Straße 4
Fernruf: 71746

Frau
[redacted]
in Burghausen,
[redacted]

Ihrem Antrage auf Erteilung der Erlaubnis zur Aufnahme eines Pflegekindes vom 7.6.1936 kann ich nicht stattgeben, weil Sie und Ihr Ehemann einer Religionsgemeinschaft nicht angehören. Nach den bestehenden Bestimmungen muß bei Ueberlassung eines Pflegekindes die Gewähr gegeben sein, daß das Kind zum Christentum erzogen wird.

Der Amtshauptmann.
I.A.

3 36. 10000.

Soll man nun lachen oder weinen?

Man lernt eben nie aus. In unserer Einfalt haben wir geglaubt, das höchste Ziel im nationalsozialistischen Staat sei, den jungen Deutschen zu einem anständigen, ordentlichen Menschen zu erziehen. Das Wohlfahrts- und Jugendamt der Stadt Leipzig weiß es besser. Nach seiner Auffassung ist die Liebe zum Kind anscheinend ein unlösbarer Bestandteil der christlichen Religion. Das hätte man allerdings dem Stellvertreter des Führers sagen müssen, als er durch seinen Erlaß vom 13. Oktober 1933 die Freiheit der Bekenntnisse proklamierte. So wirkt dies Schreiben heute nur wie ein schlechter Scherz

schirm, und sie sollen uns auch gestohlen werden können wie ein solcher, wenn die Interessen der international organisierten Schallplattenfirmen, mit ihrem Juden Baum an der Spitze, durch ein deutsches Gericht fast zu Staatsinteressen erhoben werden.

Auf Grund ihres Monopols glaubten die Schallplatteninteressenten, den deutschen Rundfunk in die Enge treiben zu können und ihm entweder das Senden von in deutschen Werkstätten hergestellten Schallplatten zu verbieten, oder den Rundfunk zur Zahlung von Millionenbeträgen zu zwingen, die letzten Endes wieder den internationalen Monopolinteressenten zugute kommen würden. Ein wesentlicher Zweig unserer Musik und damit Kulturproduktion wäre somit in weitestem Umfange der Kontrolle von Staat und Volk entzogen; es träte sogar der Fall ein, daß die internationale Führung dieses Zweiges ausgerechnet mit deutschen Geldern subventioniert würde. Wenn die Schallplattenindustrie im vergangenen Jahre nicht an dem allgemeinen deutschen Kulturaufschwung teilgenommen hat, so ist es nicht einzusehen, nun in einer zu gekannt bequemen Methode heute auf den Rundfunk als den Schuldigen zu verweisen.

Nun sind für uns aber Paragraphen keine anbetungswürdigen Knochensplitter, vor denen wir bedingungslos auf dem Bauche herumkriechen, wenn man sie uns ins Fleisch stecken will. Oberstes Gesetz ist uns vor allem der Interessenschutz des Staates und mit ihm der des deutschen Volkes.

An dieser Auffassung rütteln, heißt, an die Fundamente des Staates zu rühren. Wir leben nicht mehr im Jahre 1932, wo man den Staat und die ihn vertretende Regierung einfach verdonnern kann, weil irgendein Herr nicht aus seinem Strandkorb kriechen wollte und irgendein Paragraph hier passend schien. Seither sind viereinhalb Jahre vergangen, in denen Zeit genug gewesen sein dürfte, um- und neuzulernen.

Also bitte, eine neue Nadel nehmen, es kommen selbst bei den besten Schallplatten nur Mißtöne heraus, wenn man aus Bequemlichkeit ein und denselben Stahlstift benützt. Wer jedoch der Meinung sein sollte, das Volksempfinden sei juridisch nicht genug gebildet, der lasse von einer international organisierten Schallplattenfirma diese merkwürdigen Verhandlungen aufnehmen und sie über die Deutsche Reichsrundfunkgesellschaft senden.

Jedenfalls wäre kein Preisausschreiben nötig, um dann zu erfahren, was wichtiger ist: der deutsche Rundfunk oder Herr Baum!

KLEIDUNG FÜR JEDEN BERUF KAJOT Zentrale: Berlin O 27, Alexanderstr. 40 Fil.: Rosenth. Str. 53, Neukölln, Bergstr. 65 KAJOT MODISCHE HERRENKLEIDUNG

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Geschichte — richtig gesehen!

Ein Volk, das aus seiner Geschichte nicht lernt, ist zum Sterben verurteilt. Denn Geschichte ist nichts anderes als die Summe von Erkenntnissen und Erfahrungen, die die große Einheit Volk in einem langen Leben gesammelt hat. Wollte irgendeine Gegenwart den reichen Schatz all dieser mühsam erworbenen und meist schwer erkämpften Erkenntnisse mißachten, so würde sie nicht anders handeln als ein törichter Greis, der die meist teuer erkauften Erfahrungen seines eigenen langen Lebens in den Wind schlägt und abermals und wiederum wie ein ahnungsloser Jüngling handelt.

I.

Geschichtsbewußtsein ist also im Grunde nichts anderes als lebendige Rückerinnerung des Volkes in seiner Gesamtheit. Daher werden auch nur diejenigen die Gegenwart in ihrer vollen Tragweite und mit all ihren Voraussetzungen richtig sehen und erleben können, die sie als ein Glied in der ewigen Kette der Zeit auffassen. Vom unausweichlichen Gange der Stunden heraufgezogen, wird das Heute schon morgen zum unwiderbringlich Gestrigen, und aus dem gleichen Grunde, aus dem alles, was wir heute im Lichte des Tages schaffen, schon morgen der Vergangenheit angehört, müssen wir das Gewesene auch als Teil unseres Selbst anerkennen. Denn die langlebige Einheit Volk rechnet nicht mit Menschenaltern. An diesem immergrünen Baume sprossen ewig neue Blätter aus der gleichen uralten Wurzel, die einst schon dem jungen Schößling Nahrung gab.

Also ist Vergangenheit nichts anderes als ein getreuer Spiegel, der uns andere Lebensmöglichkeiten der uns eingeborenen Wesensart zeigt: Lebenswirklichkeiten, die wohl unter anderen Verhältnissen Gestalt wurden, aber deren Voraussetzungen und Kräfte auch in uns wirksam sind.

Das heißt mit anderen Worten: Wer die Geschichte seines Volkes mißachtet, versündigt sich an der Zukunft, denn er trägt dazu bei, daß Dummheit und Faulheit das Volk verhindern, den reichen Schatz seiner geschichtlichen Erfahrungen so auszunützen, daß es den bestmöglichen Weg in die Zukunft findet.

Ist also Geschichtsbewußtsein der lebendigste Teil des geistigen Lebens der Nation, so darf er niemals und unter keinen Umständen tote Gelehrsamkeit werden. Nichts hat dem Volk in seiner Gesamtheit so geschadet wie der verbrecherische Wahn des Materialismus, Wissensgebiete durch überspitzte Spezialisierung dem

und Leistungen belanglos, solange sie nicht bewußt als Brücke zur Zukunft gesehen wird.

Schon allein aus diesem Grunde ist Vergangenheit für uns niemals das schlechthin Tote und Gestorbene, sondern, im Sinne unserer eigenen Zielsetzung, der aus unserem eigenen Blut erlebte Weg zu uns selbst, zur Gegenwart und zu unserer eigenen und unseres Volkes Zukunft. Solche Grundhaltung zur Vergangenheit muß zu einer umwälzenden Neuordnung aller bisherigen historischen Wertungen führen, und es versteht sich von selbst, daß hierbei an Stelle des blassen Universalismus des liberalistischen Jahrhunderts eine ebenso bewußte wie bedeutsame Überbetonung derjenigen geschichtlichen Vorgänge treten muß, in denen wir die Grundlagen unserer heutigen völkischen und rassischen Existenz sehen.

Auf keinem Gebiete des Wissens und Erkennens trennt unsere Weltanschauung entschiedener die Geister als hier, wo es sich darum handelt, ein neues Weltbild aufzubauen. Wir sind uns bewußt, daß alles, was das neue Reich bisher geschaffen hat und noch schaffen wird, nur dauern wird, wenn die heranwachsende Jugend die von uns geschaffenen Formungen mit neuem und eigenem Leben erfüllen wird. Denn das unausweichliche Gesetz der Zeit macht das, was gestern richtig war, und auch das, was heute richtig ist, bereits morgen zu Überlebtem.

Wir sind uns darüber klar, daß die Jugend unseres Volkes weder uns noch unser Werk mit unserem Maße messen wird. Und wir haben auch wenig Neigung, in den Irrwahn aller Rauschebärte zu verfallen, die, wenn sie von der guten alten Zeit reden, in recht peinlicher Weise ihre mangelnde Anpassungsfähigkeit und Schöpferkraft — vor allem aber ihre Unfähigkeit zur Schau stellen, sich selbst zu erkennen.

III.

Das liberalistische Zeitalter sah in der Geschichte ein verhältnismäßig trockenes Wissensgebiet, mit dem zu beschäftigen dem Fachmann überlassen blieb. Die Folge davon war eine beispiellose Verödung dieses ganzen geistigen Bezirks. Denn von jeher haben die Gelehrten, wo immer sie sich selbst überlassen wurden, ihre Ehre hineingesetzt, das der Anteilnahme der Massen und dem Interesse sogenannter breiterer Schichten entrückte Gebiet in einer Weise zu beackern, die es binnen kurzem dem Volk in seiner Gesamtheit unmöglich machte, an diesem Werke teilzunehmen.

Der Grund für dieses älteren Gelehrten noch heute geläufige Verfahren war jener gefährliche Grundsatz der materialistischen Weltanschauung, daß der Mensch mit all seinen Taten und Strebungen immer nur das Ergebnis seiner materiellen Umwelt sei und daß demnach die Geschichtsschreibung, wo immer sie sich mit vergangenem Leben beschäftige, peinlichst bemüht sein müsse, alles Heutige und Lebendige auszuschalten.

Gefährlicher Gelehrtenwahn

Auf diese Weise wurde die Geschichtsschreibung zu jener musealen Kuriosität, die sich immer nur wieder mit absolut Gestorbenem beschäftigte und daher selbst vom Geruch des Leichenschauhauses umwittert war.

Denn die Folge dieser Grundhaltung war der absonderliche Gelehrtenwahn, der sich einbildete, es sei bereits eine geistige Leistung, wenn man mit dem gefährlich zerfasernden

jemand zB. unter mißbräuchlicher Berufung auf Alfred Rosenbergs „Mythus" anmaßt, die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen wegen der uns als Blutsverlust allerdings mehr als traurigen Kapitel der Sachsenschlächterei nun etwa allein als Teufel, schwarz in schwarz, zu malen — als hätte dieser gewaltige Germanenkönig, Blut von unserem besten Blut, nicht auf der anderen Seite die bedrohten Stämme Deutsch-

gewordenen Denkweisen zu befreien, die samt und sonders im liberalistisch-materialistischen Gedankengut wurzeln.

Nehmen wir, um diesen bösartigen Krebsschaden in seiner ganzen Gefährlichkeit aufzuzeigen, ein flagrantes Beispiel. Es gibt eine Zeitschrift, die sich bezeichnenderweise „Vergangenheit und Gegenwart" nennt und ein Tummelplatz überalterter Geschichtsauffassung und ebenso anmaßender wie rechthaberischer Scheingelehrsamkeit ist. Wohl wird dort häufig und mitunter auch von berufener Seite das Geschichtsbild des neuen Staates kommentiert, wobei mit der üblichen Liebedienerei solcher Fachblättchen die Leitsätze der neuen Bestrebungen sauber nachgeplappert werden. Aber im übrigen Text zeigt sich sogleich der Pferdefuß: hier herrscht noch die ganze Überheblichkeit des zünftigen Gelehrten, der um keinen Preis von der Gegenwart lernen und die Erfordernisse des neuen Staates sich zu eigen machen will. Dabei handelt es sich bei den Autoren dieser Zeitschrift keineswegs um jene genugsam bekannte Kategorie von Gelehrten, die im Grunde ihres Herzens unserer Weltanschauung abhold sind und sich nur aus begreiflichen Gründen auf den Boden der Tatsachen gestellt haben. Nein — ganz im Gegenteil, all diese mitunter recht tüchtigen Arbeiter am Werke wollen durchaus das Beste und merken nur nicht, wie sehr in ihnen selbst das Vorgestern steckt.

Da wird zum Beispiel bei einer Erörterung über die bekannten Kaiserbilder des Römers in Frankfurt am Main behauptet, diese seien „ein Gemisch von Phantasie und getrübter Überlieferung, das alle Vor- und Nachteile der Historienmalerei des neunzehnten Jahrhunderts aufweist und uns gar nichts mehr zu sagen hat."

Dieses Fehlurteil zeigt die materialistische Denkweise ganz unverhehlt. Es überschätzt den Wert des authentischen Materials, das nie und nimmer zu einer Rekonstruktion des wirklichen Wesensbildes jener großen Herrscher ausgereicht hätte, und übersieht vollkommen die gewaltige schöpferische Leistung, die in jener imposanten und uns heiligen Gestaltfindung des gläubigen Idealismus von 1840 steckt. Denn diese Kaiserbilder wurden von den besten

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie

Volksbewußtsein zu entfremden. Wie unsere Kunst stets volksnah sein muß, so ist auch die vornehmste Aufgabe der Wissenschaft, ihre bisherige einsiedlerische Vereinsamung zu verlassen und sich und ihre Arbeit wieder allen Gebildeten zugänglich zu machen.

Was wir fordern

Der tote Wissenskrempel des liberalistischen Jahrhunderts nützt weder dem Volk noch dem Staat, und wir haben keine Lust, noch länger die Anmaßung einiger bezahlter Staatsdiener zu dulden, die unter Berufung auf eine angebliche Eigengesetzlichkeit der Wissenschaft das Recht fordern, auch weiterhin Dinge treiben zu dürfen, die das Volk nicht interessieren und ihm daher auch nichts nützen.

II.

„Dreifach ist der Schritt der Zeit!" Wer die Gegenwart erkennen will — wer die geistigen und insbesondere die politischen Kraftlinien seiner Mit- und Umwelt in ihren wahrhaften Ursachen abzuschätzen versucht, sieht sich sogleich vor eine der schwersten Schicksalsfragen, die es überhaupt gibt, gestellt. Er muß nämlich, eingedenk des Goetheschen Wortes, daß das Gegenwärtige „pfeilschnell entfliege", sich sogleich entscheiden, welchen Ereignissen, die eben erst geschahen, jetzt, im Augenblicke der Betrachtung, noch nachwirkendes Leben innewohnt und welchen anderen, und mögen sie auch erst der jüngsten Vergangenheit angehören, nur eben aus dieser Tatsache des Vergangenseins bereits der Odem des Todes anhaftet.

Die Gegenwart, immerdar eingespannt zwischen die beiden Pole Vergangenheit und Zukunft, ist aus diesem Grunde stets der Feind alles Ewigen. Und da auf dieser Welt nur das Dauer hat, dem ein gerütteltes Maß an Ewigkeit innewohnt, ist die Gegenwart mit all ihren Problemen und Kämpfen, mit all ihren Mühen Handwerkszeug der Quellenkritik vergangenen Zeiten und ihren Urkunden zuleibe gehe.

Diese zwar nützlichen, aber belanglosen Handlanger der Wissenschaft vergaßen, daß die schöpferische Wissenschaft erst da anfängt, wo ihre Arbeit aufhört. Denn auf die Gestaltung des vergangenen Lebens kommt es an, nicht aber auf seine Registrierung und archivarische Etikettierung, so notwendig diese auch sein mag.

Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der heutigen Gelehrten hat diesen überalterten Standpunkt von vorgestern noch nicht verlassen und weiß noch nicht, daß die Kleinarbeit der Einzeldisziplinen, vom Volke aus gesehen, belangloses Stückwerk bleiben muß, wenn nicht alsbald und gleichzeitig mit ihr eine schöpferische Zusammenschau der bewältigten Stoffe in einer Form erfolgt, die dem ganzen Volke zugänglich ist.

Dieser Vorwurf trifft insbesondere das Gebiet der deutschen Vorgeschichtswissenschaft, wo seit der überragenden Leistung Gustaf Kossinnas, trotz aller Bemühungen des neuen Staates, kein auch nur einigermaßen für den Volksgebrauch geeignetes Handbuch geschaffen wurde, das die gewaltigen Ergebnisse gerade dieses Wissenschaftszweiges der Gesamtheit der Gebildeten zugänglich macht.

IV.

Die Gelehrten fälschen nicht Geschichte, abgesehen von einigen wenigen, die aus politischen Gründen, meist als Handlanger übernationaler Mächte, sich hierzu hergeben. Aber es gibt eine Kategorie von Zeitgenossen, die aus mitunter recht ehrenwerten Gründen historische Tatsachen vergewaltigen, bloß weil ihrem Unwissen das wirkliche geschichtliche Bild gar nicht zugänglich war.

Diese Sorte Schmarotzer der Wissenschaft ist weit gefährlicher als eigenbrötlerische Gelehrsamkeit, und von nichts muß die neue, volksnahe Wissenschaft entschiedener abrücken als von jenen Laien, die glauben, ihre Unbildung durch Phantasien ersetzen zu müssen.

Geschichte ist ein Wissensgebiet, das exakteste Schulung und strengste wissenschaftliche Disziplin erfordert. Es geht nicht an, daß hierbei an den Grundvoraussetzungen gelehrter Arbeitsweise vorbeigegangen wird, die als Basis jeder Erkenntnis genaueste Auswertung der Quellen bedingen.

Es zeugt von wenig Aufnahmefähigkeit und noch weniger eigenem Denkvermögen, wenn sich lands durch ihre Einigung (wider ihren Willen!) geratet.

Ebenso töricht ist es, die Italienpolitik der größten deutschen Könige des Mittelalters mit billigen Schlagworten lediglich als unnational und landfremd zu verurteilen, als hätten diese Herrscher nicht, eben weil sie als deutsche Könige die römische Kaiserkrone trugen und daher zu Herrschern der abendländischen Christenheit berufen waren, die Betätigung der wahren Macht und Größe des deutschen Volkes im bedrohten deutschen Südland Italien suchen wollen.

Mit anderen Worten: Spezialkenntnisse über einzelne kleine Ereignisse langen durchaus nicht aus zu einer wahrhaften Geschichtsbetrachtung. Es gehört eine ganze Menge mehr dazu als bloßes Spezialistentum, wenn man die Ereignisse richtig sehen, und vor allem, wenn man die großen Zusammenhänge in ihrer schicksalsmäßigen Verbundenheit erkennen will.

Dies gilt insbesondere von denjenigen wissenschaftlichen Grenzgebieten, die heute leider ein beliebter Tummelplatz der sogenannten Laienforscher geworden sind. So sehr sich die Wissenschaft darüber freuen kann, daß endlich wieder unvoreingenommene Köpfe an ihrer Arbeit sich beteiligen — daß durch die Mitarbeit aller Volksgenossen die Gelehrsamkeit endlich wieder in lebendigen Kontakt zu den Erfordernissen der Gegenwart kommt —, so sehr muß sie sich hüten vor den billigen Voreingenommenheiten, die jeder, auch der besten, Besessenheit anhaften. Denn es hieße, Geschichte fälschen, wenn man, aus welchen Gründen auch immer, das Bild der Vergangenheit durch fixe Ideen verzerrt.

V.

Schließlich aber gibt es auch noch eine Bewußtseinstrübung, die noch weit gefährlicher ist als Spezialistenwahn und Laienphantasie. Die unabänderliche Tatsache, daß nahezu ausnahmslos alle Gebildeten unserer Generation auf Lehranstalten erzogen wurden, die entweder klassisch-humanistisch oder liberalistisch-realistisch bestimmt waren, bedingt eine verhängnisvolle Verzerrung nicht nur des Wissensbildes selbst, sondern auch der Voraussetzung alles Wissens. Denn es gehört eine ebenso schwere wie langwierige Arbeit dazu, sich von den sozusagen mit der Muttermilch eingesogenen und daher meist unterbewußt Malern dieser Zeit — einer idealistischen Zeit! — als Kampfmittel im Ringen um eine deutsche Einheit geschaffen.

Wenn ein naseweiser Kritikaster von heute die naturnotwendige Zeitgebundenheit von damals einfach totschweigt und diese mahnenden Male eines großen Kampfes um das deutsche Schicksal als „Theaterplunder" und als „verstaubte, posenreiche Dekoration mit leerem Pathos" bezeichnet, dann beweißt er nicht nur, daß er keine Ahnung davon hat, wie nahe verwandt wir uns dem kämpferischen Idealismus von damals fühlen, sondern er gibt sich als ein überaltertes Kind einer für uns wahrhaft toten Generation zu erkennen — jener Generation nämlich, die in ihrem materialistischen Denken in der Geschichte nur Materie und niemals Ideen sah.

Gewiß — das „Pathos" von heute ist ein anderes als das der Befreiungskriege und des Kampfes um Großdeutschland. Aber es ist uns noch immer lieber als die nüchterne Trockenheit jener zerstörerischen Zeit, die auf den Gebieten der Künste den Idealismus durch die Pseudokunst des Naturalismus ersetzte, und in der Wissenschaft das ideenreiche Werk schöpferischer Geister durch zerfasernde Kritik zerstörte, ohne selbst etwas Neues schaffen zu können.

Verkappter Materialismus ist gefährlicher als offen zugegebener. Was nützt es uns, wenn solche Geister in unseren Reihen zu marschieren vorgeben und in Wirklichkeit mit ihrem unserer Weltanschauung entgegengesetzten Denken das Fundament des neuen Staates untergraben.

Nicht auf das Wissen — nicht auf die Kenntnisse kommt es an, denn beide sind die selbstverständliche Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Tätigkeit. Wir fordern von allen, die am Bilde der Geschichte unseres Volkes mitwirken wollen, jenen entscheidenden Umbruch im Denken und Fühlen, der die Voraussetzung des neuen Staates ist: die entschiedene Abkehr von der Materie als solcher, und die begeisterte Hingabe des ganzen Menschen an die Idee, wo immer sie in Vergangenheit und Gegenwart wirksam war und ist.

Das Gestorbene interessiert uns nicht. Wir wollen schöpferische Leistungen von seiten der Historiker — Leistungen, die uns etwas zu sagen haben, denn: Geschichte ist nichts anderes als die Summe von Erkenntnissen und Erfahrungen, die die große Einheit Volk in einem langen Leben gesammelt hat.

In jede Küche gehören
MAGGI^s Erzeugnisse
weil man damit wirklich
sparsam wirtschaften kann

In BERLIN: Vor allen Dingen Wintergarten! Das führende VARIETE

Bereitgestellt für nseuropa.org durch Sturmfurie